

In Deutschland 1931 und Rückreise nach Japan

Dez. 1931

Wir waren daheim, und das Gefühl, nach vier langen Jahren wieder in der Heimat zu sein, machte die Herzen warm. Schon in meiner Studienzeit hatte ich mich in Berlin ganz zuhause gefühlt, auch meiner Frau war es durch häufige Besuche bekannt, und so empfanden wir es als unsre Heimat. Diesmal war es die trauliche Geborgenheit im eignen Heim, die uns vom ersten Augenblick an voll erfüllte.

Die lieben Schrammes hatten gute Arbeit geleistet und das Haus nach unsern Weisungen fast vollständig und behaglich eingerichtet. Hier hatten wir nun den ruhigen Hafen gefunden, von dem aus wir Besuchs- und Geschäftsreisen, ohne mit allem Gepäck herumziehen zu müssen, unternehmen und in den wir immer wieder getrost zurückkehren konnten. Im Haus war für alle Platz: für uns selbst, für Schrammes, für den Sohn, der seine Osterferien mit uns verlebte, für Gäste und endlich auch für unsern Pflegesohn Gustav Richter, der die Gymnasialjahre in Hirschberg mit einem glänzenden Abitur abgeschlossen hatte. Er war zum Studium der hohen Physik geradezu prädestiniert und sollte nun das vorgeschriebene halbe Jahr bei Siemens-Schuckert praktisch arbeiten.

Die Räume im "Bingerloch" waren ungefähr so angeordnet: über den Wirtschaftsräumen des Erdgeschosses mit zwei Dienstbotenzimmern und Bad lag die Parterrewohnung. Durch ein geräumiges Entrée trat man in eine große Diele mit einem schönen Wintergarten davor und einer Terrasse zum Garten hin. Rechts von der Diele lagen ein Arbeitszimmer und das sog. Biedermeierzimmer, links eine Kleinküche mit Anrichte, zu der von der Hauptküche im Erdgeschoß ein bis zum Oberstock gehender Aufzug führte. Vor dieser Anrichte lag nach vorn das große Eßzimmer. Im Oberstock befanden sich die Schlafräume mit Bad, mein Arbeitszimmer und ein weiterer Raum mit Balkon zur Straße hin. Auch die Dachwohnung war recht behaglich ausgebaut mit mehreren Zimmern und einem Bad. Hier wohnte unser Gustav.

Ein gepflegter Vorgarten grenzte das Haus gegen die Straße ab. Die Villen rechts und links von uns lagen so weit entfernt, daß man durch die Nachbarn nicht gestört wurde. Links von uns wohnte Paul Wegener. Die buddhistischen Figuren am Eingang seines Hauses beschämten uns alte Ostasiaten geradezu, da wir nichts dergleichen zur Schau stellten. Im Innern hatten wir allerdings viele Kunstgegenstände. Wir wollten sie bei weiteren Heimatbesuchen regelmäßig ergänzen und sie in Berlin speichern, um sie vor etwaigen Erdbebenschäden zu bewahren.

In dem genügend großen Garten, durch eine mit Bäumen und Büschen verdeckte Mauer gut abgegrenzt, standen Obstbäume in voller Blütenpracht. In Japan nur an die großartige Kirschblüte gewöhnt, grüßten uns hier nun deutsche Obstbäume und überall das bezaubernde frische Grün. Wir nahmen von allem höchst befriedigt und beglückt Besitz.

Damit es uns an nichts fehle hatte die Schwägerin Schramme auch zwei besonders gute Dienstboten engagiert, die sie in Bad Elster aufgetrieben hatte: eine ausgezeichnete Köchin und ein ihr befreundetes Hausmädchen. Schon am Begrüßungsabend bewunderten wir die Künste der Köchin, die uns ein vorzügliches Mahl vorsetzte. Sie hatte bei Krupp-Bohlen in der Villa "Hügel" bei Essen gedient und soll den dort einmal zu Besuch weilenden Kaiser Wilhelm durch ihre Kochkunst so entzückt haben, daß er in die Küche kam, um sich bei ihr zu bedanken.

Sehr bald kam mein Bruder Adolf aus Hamburg mit der Schwägerin Tutti und dem zum Jüngling herangewachsenen Sohn Hansl zu Besuch. Das war ein beglückendes Wiedersehen! Was hatten wir uns alles zu erzählen sowohl von der Reise als auch von meiner Arbeit und unserm Leben in Japan. Wir sprachen natürlich auch die höchst unerfreulichen Zustände in Deutschland und in der ganzen Welt mit den verheerenden Nachwirkungen des Weltkriegs in der internationalen Wirtschaft, den schwankenden Währungen und der Arbeitslosigkeit. Doch wollten wir uns die ersten Tage daheim nicht durch solche Betrachtungen trüben lassen. Wir wandten uns lieber erheitern- den Dingen zu, scherzten und lachten, genossen den guten deutschen Wein und ließen auch die Musik zu ihrem Recht kommen. Mein Bruder hatte seine Geige mitgebracht, und unser Blüthner, derselbe, der das große Erdbeben so wundersam überstanden hatte, klang, von Blüthner-Leipzig gründlichst überholt, so weich und herrlich wie am ersten Tag.

In den ersten Wochen mußte ich, wie immer im Urlaub, bei meinen Hauptkunden vorsprechen: in Stuttgart bei Daimler und Robert Bosch sowie einigen andern Werken, in Frankfurt a.M. bei der IG und Direktor Waibel, in Höchst bei den Höchster Farbwerken und in Leverkusen bei Bayer.

Danach lag mir die Sorge um meinen eignen Gesundheitszustand am Herzen. Die Nierenkoliken, die mich im Vorjahr geplagt hatten, waren auf der Reise glücklicherweise ausgeblieben, aber eine gründliche Untersuchung war unerlässlich. Ein bedeutender Urologe der Berliner Universität fand meine Nieren ganz in Ordnung und tröstete mich mit dem Hinweis, daß derartige Erscheinungen bei Männern meines Alters eben vorkämen, sich aber keinesfalls zu wiederholen brauchten. Wegen einer Art Arthritis an den Fingern verwies er mich an den Facharzt für derartige Leiden, Prof. Gudzent von der Universität. Gudzent praktizierte im Westsanatorium in der Joachimsthaler Straße. Er behandelte mich mit Radium und empfahl mir zur Kur das Radiumbad Münster a.St. bei Kreuznach. Dorthin begab ich mich Anfang des Sommers zunächst allein. Meine Frau reiste inzwischen zu ihren Freundinnen, u.a. zur Familie Reitsch nach Magdeburg, zu der die bekannte Fliegerin Hanna Reitsch gehörte. Eine Tante der Fliegerin, die auch Hanna hieß und Pianistin war, stand meiner Frau besonders nah.

Wir hatten verabredet, daß meine Frau mit den Hamburger Verwandten so bald wie möglich zu mir nach Münster a. Stein kommen sollte. Mein Badearzt mit dem für diese schöne Wein- gegend so passenden Namen Glässgen verordnete mir vor allem Moorbäder und Massagen. Mit der Kur und kleinen Spaziergängen in der prachtvollen Umgebung waren meine Tage voll ausgefüllt.

Als erster besuchte mich in Münster a.St. mein Jugendfreund Wolfgang Pietscher für ein Wochenende. Wir freuten uns des Wiedersehens, nach 5 Jahren und tauschten unsre Erlebnisse aus. Pietscher machte gegen früher einen wesentlich ruhigeren und seelisch gefestigteren Eindruck, auch seine ständige Neigung zur Selbstkritik trat weniger hervor. Er war mir ganz der treue Freund der Gymnasialzeit und Studienjahre geblieben, und wir verstanden einander vortrefflich. Als Studienrat und Germanist in der Literatur gut orientiert, konnte er mich auf manche Neuerscheinungen aufmerksam machen und hörte gern zu, wenn ich über Musik sprach. Die Politik, "das garstige Lied", schalte-

ten wir in unsrer Unterhaltung möglichst aus. Wir schwammen zusammen, wie als Knaben in der Saale so jetzt in der Nahe und kletterten auch die hohe Felsenklippe, "Stein" genannt, hinauf, die ihn so begeisterte, daß er sich von dort einen Wackerstein als Andenken mitnahm. Ich mußte ihm versprechen, ihn während meines Aufenthalts in Deutschland in Mühlheim a.d. Ruhr zu besuchen.

Ehe meine Angehörigen nach Münster kamen hörte ich im nahen Frankfurt im Rahmen eines amerikanischen Musikfestes ein anregendes Konzert mit moderner guter amerikanischer Musik, auch sah ich in Kreuznach ein quälerisches Strindbergstück mit Paul Wegener als Hauptdarsteller. Kreuznach war in einem einstündigen Spaziergang durch das sehr liebliche Nahetal leicht zu erreichen, und ich bin einige Male dorthin gewandert, um in der hübschen Stadt den köstlichen Nahewein zu probieren.

Dann kamen meine Frau und die Hamburger zu mir, und ein neues frisches Leben begann mit Spaziergängen in die Weinberge und die nähere Landschaft, auch mit Autofahrten in die schöne Pfalz hinein. Interessant war eine Tour nach Idar zu den Edelsteinschleifereien, wo schöne Sachen ausgestellt waren. Ich erinnere mich einer besonders hübschen großen Achatschale. Zum Ankauf eines Juwels ist es aber nicht gekommen. — In der Pfalz erquickten wir uns an den besten Tropfen und verbrachten vergnügte, von gutem Wetter begünstigte drei Wochen miteinander. Zum Abschiedsfestmahl stiftete uns der lebenswürdige Kurhauswirt Erbstößer eine große Terrine mit erfrischender "kalter Ente" aus gutem Nahewein und Sekt. Zum Schulbeginn reisten die Verwandten nach Hamburg zurück. Meinen Bruder Wilhelm hatten wir leider nicht zum Familientreffen in Münster bewegen können.

Meine Frau und ich fuhren zur Nachkur nach Berchtesgaden, wo wir mit unserm Sohn seine Universitätsferien verbringen wollten. Wir wohnten im "Grand Hotel" mit prächtiger Aussicht auf den Watzmann, den zu besteigen nach meiner Radiumkur aber nicht ratsam gewesen wäre. Wir machten kleine Autofahrten z.B. an den Königsee, besuchten auch einen Freund von Irmgard Müller, einen Maler, dessen immer leere Börse wir durch den Ankauf einiger recht guter Aquarelle auffüllen mußten. — Auf einem Spaziergang durch Berchtesgaden stieß ich unversehens auf einen Freund aus dem Gefangenenlager Kurume. Wir blieben beide stehn und sahen uns eine Weile an. Es war der sehr nette kleine Hauptmann und spätere Major Sodan, der

sich nach der Gefangenschaft eines Weibes versehen hatte. Wir luden das Ehepaar zum Abendessen in unser Hotel ein und frischten in angeregter Unterhaltung alte Erinnerungen an die Kurume-Jahre auf. Er war begeisterter Stahlhelmer und erklärte, der Stahlhelm würde, wenn er nur genügend Elan aufbrächte, in kürzester Frist mit der ganzen politischen Schweinerei aufräumen. Über meine Kämpfe mit unserm Lagerchef, bei denen er mir so wacker Hilfsstellung geleistet hatte, konnten wir nur noch lächeln. Ich habe den guten Sodan nach diesem unverhofften Zusammentreffen leider nicht wiedergesehen. Einige Jahre später erreichte mich seine Todesanzeige.

Unser nächstes Ziel war Wien, das wir noch nicht kannten. Unser netter Hotelportier überredete uns, auf der Durchreise in Salzburg haltzumachen, wo die große Festspielzeit im Gang war. Wir gingen darauf ein. Er vermittelte uns ein Bürgerquartier für einen Sonnabendabend. Am nächsten Mittag sollten wir dann ein Konzert der Wiener Philharmoniker unter Clemens Krauss hören, dessen Programm jedoch nicht bekannt war. In Salzburg wollten wir zu dreien — unser Sohn begleitete uns — die in einem Bürgerhaus reservierten Schlafzimmer beziehen. Es goß in Strömen. Auf unser Klingeln ertönte eine Frauenstimme aus einem oberen Fenster, wir kämen zu spät, die Zimmer seien vergeben. Da standen wir nun mit unserm Taxi und einem Haufen Gepäck hilflos auf der Straße! Auf Anraten des Fahrers fuhren wir bei mehreren Hotels vor: alle waren besetzt. Schließlich meinte ein Portier, wir sollten doch nach dem eine Stunde entfernten Reichenhall fahren, wo wir sicher unterkommen würden. Er versuchte sogar, uns dort telefonisch anzumelden, aber in Österreich gab es zu der Stunde — es war gegen 8 Uhr abends — keine Fernverbindung mehr. So fuhren wir aufs Geratewohl los und mußten die ganze Schererei mit Paß-, Zoll- und Devisenkontrolle an der Grenze noch einmal durchmachen. In Reichenhall fanden wir aber ein gutes Quartier und fuhren am nächsten Morgen wieder nach Salzburg zurück, um zunächst die bestellten Konzertkarten abzuholen. Es gab ein furchtbares Hin und Her. Endlich sollten wir die Karten im Konzertsaal selbst in Empfang nehmen. Im Vertrauen darauf, daß nun alles geordnet sei, lohn-ten wir das Auto ab, aber neue Schwierigkeiten türmten sich auf: die Straßen der ohnehin durch die Festspielgäste überfüll-ten Stadt waren durch eine endlose Pozeession so verstopft, daß es aussichtslos schien, rechtzeitig ins Konzert zu kommen. Man gab uns zwar bereitwillig Auskunft über den Weg zum Konzert-

saal, aber überall war die Prozession im Weg, die zwar wunderschön anzusehn war, uns aber am Weiterkommen hinderte. Ein freundlicher Mann führte uns dann durch Häuser und Keller so, daß wir fünf Minuten vor Konzertbeginn an Ort und Stelle waren. Zu meinem größten Staunen lagen die Eintrittskarten tatsächlich bereit. Nun rasch noch einen Blick aufs Programm geworfen: das Herz fiel mir in die Hosen... lieber Gott, nichts als Johann Strauss??!! Ich hatte mich auf große Sinfonien, vielleicht einen Bruckner, gefreut und nun solche Musik nach all dem Trubel und der ausgestandenen Hetzjagd?! Ich schimpfte und brummelte noch auf meinem Platz.... Dann hob Clemens Krauss den Taktstock, und bei den ersten Takten der "Fledermaus"-Ouvertüre war jede Verstimmung verflogen. Hinreißend schön war der Klang der Streicher, süß und geschmeidig wie aus einem Guß! Von Stück zu Stück entzückten mich die Wiener mehr. Selbst altbekannte Walzer klangen neu in dem schwebenden Gesang der Geigen und dem lebendigen mitreißenden Zusammenspiel des Orchesters. Man fühlte, wie es den Zuhörern in den Beinen zuckte, und ich mußte dem guten Johann Strauss wirklich Abbitte tun für meine anfänglichen Lästerungen. Mit solchem Schwung und Feuer, so zart, so singend hatte ich diese Walzer noch nie gehört! Hier war der echt österreichische Geist lebendig und brachte seinem unvergänglichen Walzerkönig Triumphe dar! Wir waren wirklich begeistert von diesem Musikerlebnis.

Nachmittags fuhren wir nach Wien weiter, wo wir uns in einem guten Hotel erst einmal gründlich von der Irrfahrt nach Salzburg ausschließen. Wir hatten eine kleine Woche für Wien vorgesehen und lernten die schöne alte historische Kaiserstadt etwas kennen. Hofburg, Opernhaus und Stephansdom wurden besucht. Im Dom herrschte eine ägyptische Finsternis, erhellt nur durch kleine Lampen und Kerzen auf den Altären, aber von der großen Orgel erklang edle Musik, die uns fesselte: Max Reger.

Großartig war der Park von Schönbrunn mit dem Schloß der Maria Theresia, auch Schloß Belvedere mit den Erinnerungen an Prinz Eugen beeindruckte uns, endlich besuchten wir den Prater und andre Stätten der Volksbelustigung. Überall spürte man die Heiterkeit und Beschwingtheit der Österreicher, die einen direkt ansteckten. Allenthalben ging der Geist der Musik um. Er spukte auch in den Kaffeehäusern, wo abends aus-

gezeichnete kleine Orchester gute alte Musik mit Feuereifer zu Gehör brachten.

Auf einer Ausstellung guter und moderner Bilder erwarben wir für unser Eßzimmer in Berlin ein Ölbild, eine Frühjahrslandschaft in den Bergen darstellend, wo aus dem Schnee schon die braune Erde mit vereinzeltm Grün hervorlugt. —

Wir fuhren durch die Tschechei nach Berlin zurück. Prag machte auf uns einen imposanten Eindruck. — In Berlin hatte ich dann erst mal eine böse Bronchitis zu überstehen. Eine längere Verschnaufpause würde uns gut tun, bevor wir neue Fahrten unternähmen. Darüber wurde es Herbst, und die Oktoberferien meiner Brüder brachen an. Wir besuchten zuerst Wilhelm in Hirschberg. Das schöne Riesengebirge verlockte uns zu Wanderungen bis zur Schneekoppe hinauf und zum Wasserfall der Elbe, der für uns erst angelassen wurde, weil die Quelle ihn nur dürftig speiste.

In Hirschberg verlebten wir einen anregenden Abend bei dem Augenarzt Dr. Willi Reitsch, einem Jugendfreund meiner Frau, dem einzigen Bruder der Schwestern Reitsch in Magdeburg und Vater der Fliegerin Hanna Reitsch, die damals noch ein halbwüchsiges blondes Mädchen war. Die Reitsch-Familie war von auffallend kleinem Wuchs, meine Frau hatte sie Gnomen-Familie getauft. Dr. Reitsch war hochgebildet und ein vorzüglicher Cellospieler. Ich mußte ihn wie früher auf dem Klavier begleiten. Musikbegeisterung und scherzhafte Plaudereien u.a. über Max Reger und seinen treffenden Witz, die Reitsch zum besten gab, hielten uns in fröhlicher Runde lange beisammen.

Nach Hirschberg besuchten wir unsre Verwandten in Hamburg, die uns schon lange erwartet hatten, um uns ihr neues Haus zu zeigen. Die Sehnsucht nach frischer Luft, nach Ruhe und Unabhängigkeit hatte sie zum Bau eines schönen zweistöckigen Hauses in Großborstel nahe dem Flugplatz veranlaßt. Die Baukosten waren teils mit dem eingebrachten Ehegut der Schwägerin Tutti, teils mit meiner Hilfe aufgebracht worden. Die Umgebung war noch wenig besiedelt. Ein großer Blumen-, Obst- und Gemüsegarten umgab das Haus. — In der Familie meines Bruders, manchmal auch im Kreis seiner uns schon bekannten Freunde und Kollegen verbrachten wir genußreiche Tage. Auch mit Freunden und Bekannten aus Ostasien, die in Hamburg ansässig waren, trafen wir uns mehrfach, und die Freude des Wiedersehens war auf beiden Seiten stets sehr groß.

Das schöne Haus in Hamburg veranlaßte mich, auch meinen Bruder in Hirschberg zu einem Bau anzuspornen. Er hatte in seiner bescheidenen Art allerlei Bedenken, ließ sich aber als Freiluftfanatiker vom Vorteil eines Eigenheims überzeugen und nahm schließlich, wenngleich widerstrebend, meine Hilfe hierfür an. Mein Schwager Schramme wollte die Baupläne entwerfen und sogar vorübergehend seiner philosophischen Zurückgezogenheit entsagen, um das Haus in eigener Regie zu bauen, das im Sommer 1932 in schönster Lage am Fuß des Riesengebirges Wirklichkeit wurde. Meinen brüderlichen Pflichten war hiermit Genüge getan, und ich freute mich, den beiden treu zu mir stehenden Menschen, die mir mit der Erziehung meiner Kinder so viel Liebe erwiesen hatten, meine Dankesschuld in dieser Weise abtragen zu können.

Es folgten noch kurze Reisen in die Schweiz und nach München. In Basel waren geschäftliche Angelegenheiten zu ordnen. Die drückende Finanzlage hatte zu dem bekannten Moratorium geführt, dessen Wirkungen die Schweiz durch die Flucht der deutschen Touristen stark zu spüren bekam. — Nach München zogen uns unsre Freunde Thiels. Zu unserm Schmerz war Anfang des Jahres Vater Thiel an der Zuckerkrankheit gestorben. Nach vierzigjährigem Wirken in Japan und China hatte unser lieber Thiel seinen wohlverdienten Ruhestand knapp zwei Jahre in der Heimat genießen dürfen. Mutter Thiel ließ sich aber nicht "unterkriegen". Sie war gefaßt, und wir durften mit ihr und ihren Töchtern einige frohe Stunden erleben. Der Schwiegersohn Bandow hatte sich in Geiseltal bei München an der Isar eine Villa gekauft, wo wir ein paarmal gemütlich zusammenkamen. Da Bandow seine Hoffnung, regelmäßig nach Ostasien zu kommen enttäuscht sah, bot er mir das von Thiels übernommene alte japanische Haus in Chuzenji bei Nikko an. Ich konnte mich aber nicht sofort zum Kauf entschließen, und so vereinbarten wir, uns von Japan aus brieflich darüber zu unterhalten.

Was wir sonst noch auf Streifzügen durch Deutschland erlebten, braucht hier nicht erzählt zu werden. Unser Urlaub näherte sich seinem Ende. Länger als etwa ein Dreivierteljahr wollte ich meinen Mitarbeiter Dr. Sonderhoff in Tokyo nicht allein lassen. Die Reisen in Deutschland waren für unsre Praxis nicht nutzlos geblieben. So oft ich in Berlin war, wurde ich von der Klientel bestürmt, die Vertreter zu mir schickte und mich auch brieflich befragte. Schließlich waren alle geschäftlichen

Beziehungen so gut angekurbelt, daß wir uns ernstlich mit den Vorbereitungen zur Rückreise befassen konnten.

Da uns weder der sibirische Weg noch eine abermalige umständliche Fahrt über Amerika zusagten, sicherten wir uns Passage auf dem NDL-Dampfer "Fulda", den wir um den 10. Dezember herum in Genua besteigen wollten. Die schöne lange Seereise schien uns nach dem anstrengenden Heimataufenthalt um so verlockender, als die Verhältnisse in der Heimat, der Tumult in der großen Politik, das Befehden der Parteien und die Ungeklärtheit unsrer Position unter den Mächten ein längeres Verweilen nicht anziehend machten. An Bord und in Japan wußten wir uns frei von alledem und konnten ohne private Streiterien um politische Fragen die Entwicklung mit mehr Ruhe ansehen. Wir hatten genug Debatten, besonders über die NSDAP, miterlebt und fühlten kein Bedürfnis, uns in den leidenschaftlichen Meinungskampf über die Entwicklung Deutschlands und Europas hineinziehen zu lassen.

Ein begeisterter Nationalsozialist hatte mir nach einer geschäftlichen Unterredung Hitlers Buch "Mein Kampf" in die Hand gedrückt. Ich hatte es bald beiseite gelegt, da ich mich mit den darin vertretenen Auffassungen nicht befreunden konnte. Noch war Hindenburg als Reichspräsident am Ruder, und ich glaubte, seiner Führung Deutschlands vertrauen zu dürfen.

Kurz vor unsrer Abreise kam ich aber unerwartet mit einer akuten politischen Frage in Berührung, die freilich außenpolitischer Natur war und Ostasien betraf, aber die Presse und die Politiker zuhause stark beunruhigte. Und das kam so:

Eines Tages rief Solf mich an, ob ich ihn vor meiner Rückreise nach Japan nicht noch mal besuchen wolle? Natürlich hatte ich ihm nach meiner Ankunft in Berlin in seiner Wohnung nahe dem Reichstagsgebäude eine Visite gemacht, hatte ihn aber nicht angetroffen. Ich versprach ihm am Fernsprecher einen Abschiedsbesuch. Er legte mir aber nahe, möglichst noch am gleichen Tag zwischen 5 und 6 Uhr zu ihm zu kommen. Ich kam und wurde freundlich mit Kaffee und Kuchen bewirtet und mit einer guten Havanna beschenkt. Nach einem Gespräch über die jetzigen Verhältnisse an der Botschaft in Tokyo, gemeinsame Bekannte usw. schlich er sich auf Umwegen an sein eigentliches Thema heran: heute abend um 8 Uhr fände sich im Kaiserhof eine geschlossene Gesellschaft von Politikern und Beamten des AAs zu einem Abendessen und einem Vortrag von Dr. Mohr, dem Geschäftsführer des Ostasiatischen Vereins in Hamburg,

zusammen. Er bäte mich daran teilzunehmen und in der nach dem Vortrag stattfindenden Diskussion als einziger anwesender Japan-Mann einige Worte zu der schwebenden mandschurischen Frage zu sprechen! Ich fiel aus allen Wolken und sagte, ich sei über das Vordringen Japans in der Nordmanschurei nur durch die deutsche Presse informiert und könne zu der Frage kaum etwas Neues sagen. Aber Solf, hartnäckig wie er war, hielt eine kurze Betrachtung meinerseits mehr über die grundlegenden politischen Tendenzen der Japaner als über die momentane Lage in der Mandschurei für angebracht, so daß ich mich schließlich breitschlagen ließ, wenig erbaut über diese Überrumpfung. Solf tröstete mich damit, daß ich hervorragende Persönlichkeiten treffen würde. Die häufiger zusammenkommende Gesellschaft nenne sich "Se-Si-So-Verein". "Se" bezog sich auf Generaloberst von Seeckt, früheren Chef der Reichswehr, "Si" auf Simons, den Reichsgerichtspräsidenten und "So" auf ihn selbst. Nun, ich mußte in den sauren Apfel beißen und präparierte mich in einem Kaffee am Tiergarten für eine evtl. kurze Ansprache. Ich saß und brütete, mir war das alles höchst unwillkommen. Das war ein Überfall von Solf, das hätte er vorher einleiten können. Er wußte aber wohl, daß ich ihm dann abgesagt hätte, dieser Schlaumeier. Mühsam braute ich einige Gedanken zusammen und war um 8 Uhr pünktlich im Kaiserhof.

Die Gesellschaft, etwa 50 Mann, versammelte sich in einem Saal im Parterre. Am Honoratiorentisch saß das Trio "Se-Si-So," auch der ehemalige Kolonialminister Dernburg und sonstige Prominente, deren Namen nur flüchtig genannt wurden. Wir minores gentium saßen an einzelnen Tischen. Glücklicherweise fand ich neben Limmer, dem Kurume-Kameraden und jetzigen Geheimrat im AA Platz.

Nach dem Abendessen hielt Dr. Mohr seinen Vortrag über die Mandschurei. Er gab zuerst einen Überblick über die historische Bedeutung für China und die politischen Verhältnisse in neuerer Zeit, dann ein genaues Bild über Handel und Wirtschaft, besonders die Landwirtschaft, die Bodenschätze und die künftigen Entwicklungsmöglichkeiten des Landes, enthielt sich aber jeder Äußerung zum Thema des Abends, dem japanischen Vorstoß in der Mandschurei.

Waentig, Nationalökonom, früher kurze Zeit Dozent in Japan, später vorübergehend preußischer Innenminister, rühmte in seiner Danksagung für den Vortrag die gebotene Überschau; vermißte aber eine kritische Beleuchtung der schwebenden

Frage. Mohr schwieg. Er hätte sagen können, daß der Ostasiatische Verein als Organ für die deutschen Handelsinteressen in China und Japan zur politischen Kritik nicht berufen sei. Die folgenden Diskussionsredner Seeckt, der Vertreter der D.A.Z. u.a. verurteilten von verschiedenen Standpunkten aus den japanischen Übergriff, der nach dem Weltkrieg, der Gründung des Völkerbunds und im Hinblick auf gereifte Erkenntnisse gerügt werden müsse.

Solf endlich als Präside des Abends verwies auf die besondere Lage Japans und suchte Verständnis für die japanische Besetzung der Nordmanschurei zu erwecken. Ich glaubte schon, eigener Äußerung enthoben zu sein, als Solf zu meinem Verdruß auf die Anwesenheit eines alten Japankenners hinwies, der gewiß gern einige Worte zu der Frage sprechen würde! Es half nichts, ich erhob mich, die Honoratioren wandten die Köpfe nach mir, der alte Dernburg warf mir ein Kullerauge zu.... Ich begann damit, die Worte Solfs zu unterstreichen und ihm darin zuzustimmen:

Man könne bei gründlicher Erwägung die mandschurische Frage und Japans Vorgehen nur aus den besonderen Bedingungen Japans verstehen, und ich äußerte dem Sinne nach etwa folgendes: Wer die Geschichte Japans kenne, wisse, daß das Inselreich von jeher, mit Ausnahme der langen Absperrungsperiode während der Tokugawa-Ära, danach gestrebt habe, auf dem chinesischen Festland Fuß zu fassen. Einen ersten Fuß habe es sozusagen nach dem Russisch-Japanischen Krieg in der Kwantung-Halbinsel mit Port Arthur und Dalny (Dairen) und dann in der Südmanschurei aufsetzen können, den Halt für den zweiten Fuß in Shantung mitsamt unserm ehemaligen Kiautschougebiet habe es auf Druck der Angelsachsen verloren. Dieser Rückschlag könne als Triebfeder für sein jetziges Vorgehen in der Mandchurei betrachtet werden. Alte nationale Wünsche seien immer im japanischen Volk in dieser Richtung lebendig gewesen, beflügelt vom nicht zu leugnenden kriegerischen Geist des Volkes, Momente, die aber heute kaum entscheidend seien. Drängende Antriebe lägen vielmehr in der immer bedrohlicher werdenden Übervölkerung des Landes. Die kümmerlichen vier Hauptinseln Japans seien unzureichend. Raumangel dränge in dünner bevölkerte Teile des großen Nachbarkontinents, zugleich aber auch der Mangel an Nahrungsmitteln. Das Inselreich müsse Reis und Getreide importieren. Die Mandchurei mit ihrem großen Ackerbaugbiet solle

Nahrung schaffen. Endlich wolle der immer stärker werdende Einfluß der Armee auf den Festland eine sichere strategische Basis, Arsenalen nahe den Rohstoffquellen, kurz gesagt, eine Bastion für das Inselreich schaffen.

Dies seien kurz angedeutet die Motive Japans, wie ich sie sähe. Was die Weltmächte dazu sagten, wüßten wir. Sie seien empört und verurteilten Japan. Bei uns sei das Echo die Sorge eines unleidlichen Präzedenzfalls der Vergewaltigung des militärisch Schwachen durch den Starken. Aber Europa sei nicht Ostasien. Politische Realitäten draußen in der Welt würden mit moralischen Grundsätzen nicht beseitigt... sie beruhten auf Wachstum mit allen seinen Konsequenzen. Die Expansion Japans sei nicht aufzuhalten. Ob sie dem Land süße oder saure Früchte eintragen würde — stünde dahin. Die Zukunft würde darüber entscheiden. —

Solf dankte mir und schloß die Versammlung, die sich sofort auflöste. Ich war recht unsicher über Wirkung und Eindruck der wahrscheinlich viel zu knapp bemessenen Worte. Limmer fand, ich hätte mich sehr gut "aus der Affäre" gezogen. —

Ich erfuhr von ihm noch, daß die drei Taufpaten des "Se-Si-So-Vereins" im Ruf stünden, Anwärter auf die Reichspräsidenschaft für die bevorstehende Neuwahl zu sein. Darüber konnten wir beide nur lächeln. —

Die uns daheim noch verbleibenden Wochen benutzten wir zu möglichst vielen Theater-, Opern- und Kinobesuchen, ehe wir in unser isoliertes und wenig Genüsse dieser Art bietendes Leben in Japan zurückkehrten. Wir luden auch einige mir nahestehende Kurume-Kameraden, die in Berlin lebten, mit ihren Frauen zu einem Abschiedsabend in ein Restaurant nahe dem Anhalter Bahnhof ein (Europa-Haus). Es kamen die Ehepaare Zimmermann, Trittel und Limmer. Wir sprachen wie immer von den alten Kurumezeiten. Die liebenswürdigen Damen hörten mit Interesse zu. Wir erneuerten unsre alte unverbrüchliche Kameradschaft, die 11 Jahre — seit dem Aufbruch vom Lager Kurume — überdauert hatte. — Limmer und ich erzählten den andern von der interessanten Sitzung der "Se-Si-So-Gesellschaft," von der sie noch nichts gehört hatten und von der Überraschung durch Solf, der mich vor den erlauchten Herren zum Eideshelfer für seine pro-japanische Meinung über die mandchurische Frage gemacht hatte.

Zimmermann war Rechtsanwalt in Berlin-Zehlendorf und diente mir draußen als Korrespondenzanwalt. Seine musik-

liebende Frau, wie er aus Stuttgart stammend, hatte sich zuhaus für meine Kriegsgefangenenlieder eingesetzt. Sie war wie er ein heiteres Gemüt und paßte gut zu ihrem Manfred, der seinen alten fröhlichen Corpsstudentensinn nie verleugnete. Trittel war nach der Kriegsgefangenschaft in Batavia in holländischen Diensten fürs "Kantor for Chines'sche Saaken" als Sinologe längere Jahre tätig gewesen. Nach seiner Rückkehr von Java hatte er auf den Posten als Lektor für Chinesisch am Orientalischen Seminar in Berlin warten müssen. Man hatte ihm aber den Dozentenposten für Siamesisch angeboten, das er sich als großer Linguist im Händumdrehen aneignete und, tatsächlich, diesen Lehrstuhl bekleidete er nun, neuerdings aber auch in der chinesischen Klasse dozierend. — Der Abend verging in heiterster Stimmung, und wir schieden in der Hoffnung auf ein gleiches Zusammensein in einigen Jahren.

Der Abschied von Verwandten und Freunden fiel uns schwer, wenn wir daran dachten, ob wir das nächste Mal wohl auch so unbeschwert von Sorgen frohen Herzens unsre Lieben wiedersehen würden. In der zweiten Dezemberwoche fuhren wir von Berlin durch die Schweiz nach Genua. Hier trafen wir zu unsrer Freude Direktor Fahrenhorst, den Leiter des Oppauer Stickstoffwerks der IG, dem wir vor einem Jahr in Japan schon begegnet waren, und der nun mit uns auf der "Fulda" nach Japan reisen wollte. Seine Frau begleitete ihn bis Port Said. Fahrenhorsts waren sehr umgängliche lebenswürdige Menschen, mit denen zusammen zu reisen ein Vergnügen sein mußte. Meine Frau und Frau Fahrenhorst waren einander vom ersten Augenblick an sympathisch, es schien also eine angenehme Reise zu werden, um so mehr, als wir noch einen andern Japanbekannten als Mitpassagier begrüßen konnten, nämlich Herrn Lemke, den Kruppvertreter in Tokyo. Der gemütliche Abendskat war demnach gesichert! In Port Said verließ uns Frau Fahrenhorst, um sich Kairo anzusehen. Wir gaben ihr hierfür entsprechende Tips.

Die Fahrt verlief äußerst behaglich. Auch mit andern Passagieren und mit dem Kapitän hatten wir bald Fühlung. Kapitän Arendt war insofern ein Unikum, als er zum Unterschied von den meisten von der Wasserkante stammenden Kapitänen des NDL aus Sachsen gebürtig war, also nicht plattdeutsch, sondern das vielverspottete reine Sächsisch sprach. Er erzählte uns, daß er gerade deswegen im letzten Jahr die Ehre gehabt hätte, seinen früheren König Friedrich August III. auf der

„Fulda“ nach Indien zu bringen. Seine Umgebung hatte den abgedankten König, der sich zuhaus langweilte, zu einer Weltreise nach Ostasien animiert. Der König hatte sich lange gesträubt, bis die Aussicht, auf der „Fulda“ einem richtiggehenden sächsischen Kapitän, einem ehemaligen Untertanen zu begegnen, den Ausschlag gegeben hätte. Arendt hatte S.M. jeden Morgen die neuesten von Nauen aufgefangenen Drahtmeldungen zu übermitteln. Eines Morgens habe er ihm eröffnet: „Majestät, eine recht traurige Meldung ist aufgefangen worden.“ — „Nu“, sagte der König, „was ist denn passiert?“ — „Die Cosima Wagner ist gestorben.“ Der König hierauf: „So, so, die Cosima — die hab ich gut gekannt. Nu, wie alt is se denn geworden?“ Arndt meinte, sie wäre wohl über 90 Jahre alt gewesen, worauf der König bemerkte: „Nu, denn war sse ja ooch abschußreif!“ — Diese nette Geschichte müßte einer Neuauflage des Büchleins „Der Geen'ch“ von Hans Reimann einverleibt werden. —

Unser gemütlicher Skat erlitt im Roten Meer leider eine Störung durch eine Nierenkolik Lemkes, den der treffliche Schiffsdoktor bald wieder auf die Beine brachte. Dieser war ein älterer erfahrener Arzt, der es in der Kaiserl. Marine bis zum Generalarzt gebracht hatte. Er hieß Brahms und gab sich als veritablen Neffen des großen Johannes Brahms zu erkennen. Die musikalischen Beziehungen und meine Erfahrung mit Nierensteinen (!) brachten uns in nähere Berührung. Er war ein lustiger Bruder, ein echter Seebär, der mit meiner aus Ostfriesland stammenden Frau gern im breitesten Platt sprach. —

Als wir nach Belawan wieder in See stachen, begrüßte mich als neuer Passagier der überdimensional gewachsene Dr. Helmuth Töpfer, Inhaber der Töpfer'schen Ölwerke in Stettin, der uns früher schon in Japan begegnet war. Er befand sich mit seiner Gattin auf einer neuen Japanreise. Frau Töpfer war eine vornehme liebenswürdige Dame reiferen Alters, die sich mit meiner Frau recht anfreundete und abends mit ihr im Rauchsalon Patienzen legte, während unser Trio im Skat durch Töpfer zu einem Quartett wurde, das uns allabendlich recht gemütlich und ohne die auf schnöden gamble berechneten neuzeitlichen Finessen vereinigte. Dabei führten wir manches interessante Gespräch über politische und wirtschaftliche Fragen, zu dem jeder von seinem Feld aus Wissenswertes beisteuerte. Töpfer war zu der Reise nach Japan durch die unter japanischem Regime bevorstehende neue Entwicklung in der Mandschurei bestimmt worden. Er hatte schon immer mit dänischen Interes-

senten zusammen Soyabohnen aus der Mandschurei exportiert und versprach sich für die nächste Zeit einen großen Aufschwung dieses Handels. Er verriet uns, daß das sog. Olivenöl meistens Soyabohnenöl, sei, das u.a. auch von seinem Werk nach Italien geschickt und von dort mit entsprechendem Label als echt italienisches Olivenöl nach Deutschland zurück importiert würde. — In dieser angenehmen Gesellschaft verging die lange Seereise wie im Fluge. Wir trennten uns von Töpfers und Lemkes mit dem Versprechen, bald einmal in Tokyo zusammenzukommen.

Nach ostasiatischem Brauch wurden wir von Sonderhoff und andern Freunden am Schiff abgeholt und kehrten mit frischen Kräften und im frohen Gefühl, wieder im Lande zu sein, in unser Heim in Yokohama zurück (ca. 20. 1. 1932).

U.a. waren zwei uns befreundete junge Damen zu unserm Empfang erschienen, beide von stattlichem Wuchs, die Riesendamen genannt: Fräulein Charlotte Rüder und Fräulein Ursula Dann, die während unsrer Abwesenheit bei uns gewohnt und das Haus bestens verwaltet hatten. Sie waren ebenso begierig über unsre Reiseerlebnisse zu hören wie wir über die Monate in unserm Haus. Sie erzählten u.a. die schnurrige Geschichte vom Weihnachtsabend: Sie hatten es sich nicht nehmen lassen, unsre nächsten Freunde Dr. Para, Konsul Buttman und Dr. Paul am Heiligen Abend zu bewirten. Nach dem obligaten Karpfen trug unsre alte Okamisan den wohlgeratenen Gänsebraten herein, stolperte aber über den Schäferhund, so daß die Gans zu Boden rollte, von dem sie erschnuppernden Hund verfolgt, dem sie aber noch rechtzeitig entrissen werden konnte. Der leckere Vogel hat den Gästen dennoch vorzüglich gemundet. Am Schluß des Diners gab es eine weitere Überraschung: das erfindungsreiche Fräulein Rüder hatte unserm Koch das Rezept für ein Käseis gegeben. Vielleicht hat ihr Japanisch nicht ausgereicht...als das Eis serviert wurde, legten die Gäste betroffen die Löffel nieder: es roch stark nach Limburger!

Diese und ähnliche Geschichten wurden uns gleich am ersten Abend verzapft, und die beiden Damen, die unsern Sinn für Humor kannten, stimmten in unser fröhliches Gelächter ein.

In Japan 1932 bis 1934

Mit Ende Januar begann für mich erneut die Arbeit im Büro in Tokyo. Wieder im Geschirr, galt es aufzubauen und auszuwerten, was ich an Anregungen, Wünschen und Aufträgen von den Besuchen bei der Klientel in Deutschland und den Nachbarländern mitgebracht hatte. Die beträchtliche Unsicherheit der Weltwirtschaftslage, besonders der von Europa, hatte gewisse Einschränkungen in unsrer Anwaltspraxis zur Folge. In allen Staaten Europas hatte, z.T. als Folge der großen Bankkrise in Amerika vom Jahr 1929, die Währung gelitten. England begann damit, das Pfund im Kurs herabzusetzen, entsprechender Währungsverfall des franz. Franc, der immer schon schwach war, folgte, und auch Japan sah sich gezwungen, seine Yenwährung zu beschneiden. Die neuen Kurse mußten aufmerksam verfolgt werden, um größeren Schaden für uns zu vermeiden. Die finanztechnischen Erfahrungen Dr. Sonderhoffs kamen uns hierbei zustatten, so daß wir uns mit heiler Haut durch die Krise hindurchwanden.

Im Vorsommer 1932 fand in Tokyo die Weltkrafttkonferenz statt, an der hervorragende Vertreter der Technik aus allen zivilisierten Ländern teilnahmen. An der Spitze der deutschen Delegation stand der alte Oskar von Miller, der Gründer des Deutschen Museums in München, und neben andern Gelehrten gehörte zu der Gruppe Prof. Matschoss von der Technischen Hochschule in Charlottenburg. Er war der einzige Historiker der Technik innerhalb der deutschen Wissenschaft und als solcher eine weltbekannte Größe seines Fachs. Außerdem wurde er als Vertreter des VDI (Vereins deutscher Ingenieure) regelmäßig zu internationalen Konferenzen der Techniker zugezogen, so daß er viel in der Welt herumgekommen war. Meine Frau war mit ihm und seiner Gattin von Jugend an befreundet. Er kam bald zu uns und wußte sehr launig über seine Reisen, die Teilnehmer der Delegation und die Zusammenkünfte in Tokyo zu berichten. Nach dem was er sagte mußte man annehmen, daß die Delegierten sich an Bord nur Witze erzählt hätten. Ich will hier nur zwei seiner Scherze wiedergeben:

“Am Ende des Weltkriegs lagen seit langem französische

und bayrische Truppen sich in den Schützengraben ganz nahe gegenüber, hatten längst eine Art Waffenbrüderschaft geschlossen und richteten ihr Feuer nur noch zum Schein gegeneinander. Eines Morgens riefen die Franzosen ihren bayrischen Kameraden zu: "L'armistice est en marche!", worauf von deutscher Seite das echt bayrische Echo erscholl: "Du mi aaa!" —

"Ein Schotte von jener höchst sparsamen Art hatte sich zum Erstaunen seiner Freunde ein Haus gebaut. Er wurde dazu beglückwünscht, war aber mürrisch und mißmutig. Man fragte ihn, ob er denn nicht sehr glücklich in seiner komfortablen Wohnung wäre? Er zuckte nur die Schultern. Einer sagte: "Denken Sie doch nur ans schöne bequeme WC, das Sie jetzt haben." — "Ja, ja," meinte er, "wenn nur der Sitz nicht so kalt wäre." — "Ja, wieso denn? Das kann doch kaum sein, ein Sitz aus Holz und kalt?" — "Doch, es ist so," meinte der Schotte. Das Holz konnte ich gut anderweitig gebrauchen, damit habe ich das Bild meiner seligen Frau eingerahmt." —

Oskar von Miller, so erzählte er, würde, sobald in den Begrüßungsreden bei den Konferenzen die Worte "all the world and mankind" fielen, einschlafen und zu schnarchen anfangen. Mit Matschoss selbst hatten wir ein heiteres Erlebnis: an einem konferenzfreien Tag wollte uns der Professor, der im Imperial Hotel in Tokyo wohnte, besuchen. Unser Wagen sollte ihn in Yokohama an der Bahn abholen. Wir wollten dann gemeinsam nach Hakone fahren. Das Auto wartete studenlang auf den Gast, der nicht erschien. Der Fahrer telefonierte mehrmals aufgeregt mit uns. Wir konnten ihn nur anweisen auszuharren. Nach drei Stunden kam Matschoss endlich an und erzählte lachend, was ihm passiert war: die Japaner, chauvinistisch wie sie waren, schrieben neuerdings die Namen der Stationen nur auf Japanisch. Vergnügt stieg der Professor in einen Zug. Die Fahrt sollte 45 Min. dauern. Er las seine Zeitungen. Mehrfach hielt der Zug, aber Yokohama wollte nicht kommen. Endlich schien eine Großstadt erreicht zu sein. Merkwürdig — alles sah so aus wie in Tokyo und richtig! da tauchte ja auch ein Hotel auf, das wie sein Imperial Hotel aussah. Wahrhaftig, es *war* das Imperial! Hastig stieg er an der nächsten Station aus. Man wies ihn auf einen andern Bahnsteig, und schließlich landete er in Yokohama. Von dieser Eskapade war er so ermüdet, daß er auf der Fahrt nach Hakone im Wagen ein tüchtiges Schläfchen hielt.

Hatte die Hakonelandschaft in den letzten Jahrzehnten auch viel von ihrer Ursprünglichkeit verloren, so konnte unser Gast

doch die Schönheit des Sees mit dem Blick auf den Fuji genießen, und wir versprachen ihm für den nächsten Morgen bei frühzeitigem Aufstehn ein einzigartiges Naturschauspiel. Zwar haben Erdbeben die niedrigen Höhen südlich des Sees zerzaust, und eine unruhige Menschheit, durch neuzeitliche Verkehrsmittel in Scharen angelockt, raubt der Landschaft die friedliche Stille. Doch unberührt davon bleibt der See und der hinter ihm hochaufragende heilige Fuji.

Ein schöner Morgen bricht an. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, durch die den See einrahmenden Berge im Osten noch verdeckt, treffen das blau-grünliche Firmament. Langsam aufleuchtend liegt schimmernd überm See ein leichter Dunst, der von Minute zu Minute durch stärkeres Licht zerblasen wird, bis in kristallner Klarheit ein kaum merkliches Spiel gedämpfter Farben über dem Wasser anhebt. Die Welt erwartet in atemloser Stille die Wiederkehr des Tags. Lautlos in feierlicher Empfangsbereitschaft dehnt sich der See, kein Windhauch kräuselt das Wasser — erwartungsvolle Augenblicke. Dann blitzt himmelhoch über den Buchten im Nordwesten der Gipfel des Fujis in der ersten Morgenröte auf, und nun taucht der Berg mit dem leuchtenden Schimmer des Gipfellichts, umgürtet von einzelnen weißen Schneefurchen, bläulich umschattet in der Senke, tief in den See, der sein Bildnis empfängt und es in verdoppelter Schönheit dankbar widerspiegelt.... Der Morgen hält eine Feierstunde... die Welt ist ein Gebet....

So empfand es auch unser Gast, der das Erlebnis dieses Morgens als bleibenden Eindruck mitnahm. — Im Sommer weilte meine Frau kurze Wochen in der kühlen Bergregion am Hakone-see, an den Wochenenden von mir besucht. —

Im November sollte Dr. Sonderhoff nach annähernd vierjähriger Arbeit seinen ersten wohlverdienten Heimaturlaub antreten, um zugleich seine hochbetagten Eltern noch einmal zu sehen. Sein Vater ging schon hoch in die achtziger Jahre. Sonderhoff wollte über Amerika reisen und mit dem großen jap. Dampfer "Asama Maru" an einem Nachmittag um 3 Uhr gen San Francisco fahren. Am letzten Nachmittag saß er noch lange im Büro, obwohl ich ihn mahnte Schluß zu machen und sich endlich zum Packen nach Haus zu begeben. Wie immer meinte er in rosiger Laune: "Ach, das Einpacken geht rasch." Abends feierten wir ihn im kleinen Kreis vergnügt und ausgiebig ab. Der wackre Roland konnte auch jetzt keinen Punkt machen. Er wolle nachts packen, sagte er. Nach Mitternacht wurde er von

uns quasi nach Haus gejagt. Ich bot ihm die Hilfe meines tüchtigen boys Kotaki an, doch er lehnte ab. Am nächsten Mittag rief ich an, ob er fertig sei und hörte mit Staunen, daß er vormittags in der Stadt noch Koffer für seine vielen Mitbringsel habe kaufen müssen, er würde schon fertig werden. Um 2 Uhr waren wir an Bord. Eine Schar von Bekannten und Freundinnen harrte im Rauchsalon des Weltreisenden, auch Kuriohändler, die gut an ihm verdient hatten, wollten ihn absehen. Die Uhr rückte weiter.... Schon erklangen die ersten Gong- und Glockenschläge für die Besucher, das Schiff zu verlassen. Kein Roland... man hielt von der Reeling aus nach ihm Ausschau... kein Taxi in Sicht.... Nervös stieg alles das Fallreep hinunter. Gewaltig ertönte das Nebelhorn des Dampfers. Die am Pier aufgebaute Menschheit geriet mit in Aufregung. Vorposten eilten weit nach vorn dem erwarteten Auto entgegen. Wieder und wieder stieß der Dampfer seine Mahnrufe aus. Minuten vergingen. Man befürchtete schon, der von seinem Tauwerk gelöste Dampfer würde nach Aufhieven der Anker vom Pier abstoßen und in die See hinaussteuern...da endlich sauste ein Auto heran, mit Handgepäck voll beladen, dessen sich die Gepäckträger bemächtigten. Er war es, der Ersehnte! Seine Freundinnen stürzten mit Blumensträußen auf ihn zu. Er sprang das Fallreep hinauf und rief den Japanern zu: "Mein großes Gepäck kommt noch!" und schon brauste das zweite Auto mit großen Schrankkoffern beladen heran. Sie wurden in ein tief liegendes Luk, das extra offengehalten worden war, hineingeworfen. Unser Roland aber stand hoch oben an Deck und warf den Damen, die ihm nicht mehr die Hände hatten schütteln können, zum Dank eine Blume nach der andern aus seinem Blumenladen hinunter und rief dazu: "Alles in Butter, alles in Butter!" Was er sonst noch sagte, ging im Stimmengewirr unter, als sich das Schiff, das er über 10 Minuten aufgehalten hatte, endlich vom Pier löste. "Das gibt's nur einmal, das kommt nicht wieder...." Es ist wohl auch nur bei den gefälligen Japanern möglich, daß man einen Ozeanriesen so lange über die festgesetzte Zeit hinaus aufhalten kann....

Rege Arbeit im Büro und der übliche gesellige Verkehr im Herbst und Winter kennzeichneten den Jahresschluß. Öfters waren Botschafter Voretzsch und Gemahlin bei uns zu Gast. Der Botschafter unterhielt sich gern mit meiner Frau über Malerei. Er war privatim immer sehr aufgeschlossen und anregend. —

Mit Beginn des Jahres 1933 trat in Deutschland die ent-

scheidende politische Wendung ein, die die nationalsozialistische Partei mit Hitler an der Spitze ans Ruder brachte. Die nicht endenwollenden Krisen in den innerpolitischen Zuständen des Reichs hatten das Wachsen des Nationalsozialismus begünstigt, der schon im Vorjahr bei der Neuwahl des Reichstags mit erheblicher Stimmenzahl als neue Partei dort eingerückt war. Wir hier draußen hatten den Gang der Ereignisse nur aus der Ferne verfolgen können. Die Auslandsdeutschen beteiligten sich, wie überall in der Welt so auch in Ostasien, nicht aktiv am innerpolitischen Leben der Heimat. Ein Wahlrecht besaßen wir nicht und mußten uns darauf beschränken, an unserm Teil zur Entwicklung der deutschen Wirtschaft und zur Hebung der kulturellen Beziehungen zum Ausland beizutragen. Daß der ewige Hader des in zahlreiche Parteien und Einzelgruppen zerteilten Reichstags und die Unmöglichkeit stete Verhältnisse zu schaffen auch unser Mißfallen erregten, war klar. Es war unsern Staatsmännern und Politikern bei dem ständigen Druck von außen und der Gärung im Volk in den 13 Jahren nach der Revolution nicht gelungen, eine einheitlich gelenkte demokratische Regierung zu schaffen. Nun war ein Sturm übers Land gegangen. Arbeitslosigkeit und Straßenkämpfe hatten die Massen in Bewegung gesetzt. Auch das nach dem maßvollen Reichskanzler v. Papen unter General Schleicher gebildete Kabinett war unhaltbar geworden, und Reichspräsident v. Hindenburg hatte Hitler zum Reichskanzler berufen müssen. Das war am denkwürdigen 30. Januar 1933 gewesen, dem sog. "Tag der Machtergreifung".

Die Auswirkungen der Staatsumwälzung zeigten sich auch bei uns, indem manche, die früher dem Parteiwesen ferngestanden hatten, sich mit dem Programm des Nationalsozialismus vertraut machten. Im Klub in Yokohama und in der OAG (Ostasiatischen Verein) in Tokyo wurde viel darüber diskutiert, vorläufig aber allgemein eine abwartende Haltung eingenommen.

Am 1. Mai 1933 wurde zum erstenmal bei einer Feier auf der Deutschen Botschaft in Tokyo neben den alten Reichsfarben die Hakenkreuzflagge gehißt. Botschafter Dr. Voretzsch wies in einer Ansprache auf die Bedeutung des Nationalsozialismus für das Reich hin und forderte jeden auf, getreu der Devise des Auslandsdeutschtums zum Vaterland zu stehen und sich einzufügen. Er betonte besonders den sozialistischen Einschlag der Bewegung, die mit den Gegensätzen in der Wirtschaft und dem Klassenkampf im Innern gründlich aufräumen werde.

Am gleichen Abend leitete Konsul Buttmann im Klub "Germania" in Yokohama eine Festversammlung, in der die neue Reichsregierung als hoffnungsvolles Vorzeichen für eine kräftige Lenkung der Staatsgeschäfte lebhaft begrüßt wurde. Einige Hitzköpfe verdachten es dem guten Buttmann, daß er nach seiner Ansprache das schöne alte Volkslied "Der Mai ist gekommen" anstimmen ließ, das ihnen naiv und fehl am Platz schien. Am Schluß der Feier machte ein den meisten bis dahin unbekannter Ingenieur des deutsch-japanischen Siemens-Konzerns leidenschaftlich Stimmung für die Bildung einer Auslandsgruppe der NSDAP im Bezirk von Tokyo-Yokohama.

An den ersten Beratungen zur Gründung einer Auslandsgruppe habe ich nicht teilgenommen, wohl aber an einer größeren Versammlung mit dem gleichen Zweck in Tokyo in der OAG. Ich meldete mich als unterstützendes Mitglied an. Ich hatte mich zögernd und hauptsächlich deshalb dazu entschlossen, um die ältere Generation zum Mittun zu bestimmen und einer Spaltung zwischen Alt und Jung in der Kolonie vorzubeugen, Überspanntheiten mit ruhiger Sächlichkeit zu begegnen und Ruhe und Frieden unter uns zu erhalten. Mein Erscheinen als erster der älteren Generation wurde begrüßt. Leiter der Versammlung war jener vorerwähnte Ingenieur mit Namen Scharf. Wir erfuhren, daß er sich ohne Befragen seiner Landsleute in Tokyo und Yokohama von einer bereits in Shanghai für Ostasien eröffneten Auslandsvertretung der Partei schon zum Gruppenleiter für uns hatte bestellen lassen. Sein Auftreten war nicht gerade erfreulich, es machte seinem Namen Ehre. Von Anfang an servierte er uns Donnerworte aus Hitlers Sprachgebrauch und belehrte uns als früherer Offizier des Weltkriegs gewissermaßen in der Form einer Instruktionsstunde für Rekruten. Aufkommenden Gegensätzen und ernster Zwietracht zu begegnen mußte deshalb die Aufgabe der klardenkenden älteren Gemeindeglieder sein, die ich in der Folgezeit z.T. persönlich zum Beitritt zu animieren suchte. Nach mehreren Versammlungen wurde die Tokyo-Yokohama-Gruppe formell ins Leben gerufen, Belehrungsabende wurden abgehalten, und das Leben in der Kolonie nahm ohne besondere Störungen seinen Fortgang.

Im Sommer trat in der Leitung der Botschaft ein Wechsel ein. Botschäfter Dr. Voretzsch hatte die Altersgrenze erreicht und verließ uns. Im kleinen Kreis nahm er Abschied von meiner Frau und mir und zitierte dabei den lateinischen Spruch des römischen Kaisers: "Seelchen, wohin gehst du — ins Dunkle,

Kalte — ins Ungewisse?" — Sein Nachfolger wurde der bisherige Botschafter in Moskau, Herr von Dirksen, der in der schwierigen Zeit sein Amt als klardenkender erfahrener Diplomat mit vornehmer Gelassenheit und großem Geschick führte. —

Anfang des Sommers kam Dr. Sonderhoff von seinem Heimaturlaub mit der erfreulichen Kunde zurück, daß er sich mit einer ihm befreundeten Hamburger Dame verlobt habe, die im September herauskommen würde, um mit ihm Hochzeit zu halten. Wir konnten ihm zu diesem Entschluß nur herzlichst gratulieren.

Im Sommer 1933 entschlossen wir uns auch, ein neues Angebot von Herrn Bandow in München auf das Haus in Chuzenji anzunehmen. Es war während der Abwesenheit der Besitzer vernachlässigt worden und mußte gründlich überholt werden. Zu den bisher vorhanden gewesenen amados (Holzschiebetüren) ließen wir Glasschiebetüren — 100 an der Zahl! — einsetzen, denn das Haus ist sehr geräumig. Durch weitere Verbesserungen im Innern konnte es nun auch für kühlere Regentage im Gebirge als gut ausgestattet gelten. — Wir übernahmen von Bandows auch den guten Hauswart Mori, der sich als sehr anständig und geschickt erwies. Er hatte jahrelang den Familien Thiel-Bandow gute Dienste geleistet. Ebenso hatten wir auf Frau Bandows Empfehlung den schon erwähnten Hausboy Kotaki engagiert, der bei Thiels in Shanghai gedient hatte. Er ersetzte unsre alte Okamisan, deren Mann, unser Koch, gestorben war. Er hatte die einem unzulänglichen Dorfarzt von Karuizawa zuzuschreibende Herzschwäche nicht überstanden. Seine Frau, die über 20 Jahre erst für mich, dann auch für meine Frau treu gesorgt hatte, wollte nur noch wenig tätig sein. Sie hielt während unsrer Abwesenheit unser Haus in Yokohama in Ordnung. Unser Fahrer hatte eine ihrer Töchter geheiratet, so daß gute familiäre Beziehungen innerhalb unsrer japanischen Dienerschaft gesichert waren.

Wir verlebten die Sommerferien in Chuzenji. Da zum Haus ein großes Ruderboot gehörte, machten wir mit unsern Gästen schöne Fahrten in die Badebuchten, auch Touren wurden unternommen in die durch ihre Urwälder einzigartige Gebirgswelt. Es waren herrliche Wochen dort oben!

Im Nachbarhaus in Chuzenji wohnte Botschaftsrat von Erdmannsdorff mit seiner Frau, mit dem ich wiederholt über die politische Lage und die Zustände in unsrer Kolonie sprach. Er hatte große Besorgnis, daß eine heißblütige Minorität in der

neugebildeten Gruppe von Tokyo sich zu Ausschreitungen gegen jüdische Mitglieder der Gemeinde würde hinreißen lassen und glaubte, daß nur entschlossener Widerspruch maßvoll denkender Männer uns vor solchen Störungen bewahren würde. Wie recht er hatte sollte sich bald zeigen.

Ende September traf die Braut unsres Roland Sonderhoff aus Deutschland ein: Fräulein Erna Kracht. Sie war einige Tage unser Gast, und wir waren glücklich, in ihr eine besinnliche, hochgebildete und sehr sympathische Frau kennenzulernen, die ihrem Auserwählten gewiß eine treffliche Lebensgefährtin und Lenkerin sein würde. Am 29. September 1933 veranstalteten wir einen großen Polterabend mit Reigentänzen reizender junger Mädchen, scherzhaften Aufführungen, Musik und burlesken Szenen auf einer kleinen Bühne im Freien vor unserm Musiksalon. Es kamen etwa 40 Gäste, und der Abend verlief in schönster Stimmung, von warmem gutem Wetter begünstigt. Der Platz, auf dem sich das Fest abspielte, wurde besonders verschönt durch den schon erwähnten großen Nußbaum, dessen weitverzweigte Äste schützend wie ein Dach über dem Hof stand. Kalte Speisen, Bowlen, Sekt, Tanzen und Lachen vereinten die Gäste bis nach Mitternacht.

Am 30. September nachmittags fand in der deutschen Kirche in Tokyo die Trauung statt. Vormittags rief der Gruppenleiter bei uns an und ersuchte darum, das Mitwirken einer nicht arischen Sängerin bei der kirchlichen Feier als für die jetzige Zeit unpassend ausfallen zu lassen. Es wurde ihm erklärt, daß dies unmöglich sei. Frau Netke wäre die einzige deutsche Gesangsmeisterin in Tokyo, deren Leistungen an der staatlichen Musikakademie in Ueno allgemein anerkannt seien. Herr Scharf überließ uns die Entscheidung, drohte aber mit einem Skandal der Jungmannschaft, den er nicht würde verhindern können. Sonderhoff und ich ließen uns durch diese Drohung nicht beirren. Ich begleitete Frau Netke auf der Orgel, und die kirchliche Handlung verlief ohne Störung.

Nach der Trauung fand bei uns das Hochzeitsmahl statt, zu dem gute Freunde eingeladen waren. Wir waren fröhlich, und aller Unmut war vergessen. Auf einer Grammophonplatte hörten die Neuvermählten die Glückwünsche von Vater und Mutter Sonderhoff sowie den schönen Gesang der beiden Schwestern Sonderhoffs. Auch dieses Fest "drohte" sich bis tief in die Nacht hinein auszudehnen. Wir hatten Mühe, das junge Paar zum Aufbruch ins eigne Heim zu bewegen, das der als Baumeister

1933

so geschickte Bräutigam bis in die letzten Tage hinein mit größter Sorgfalt und vielen kleinen An- und Zubauten zum Empfang der jungen Frau aufs schönste hergerichtet hatte.

Am nächsten Morgen beschwerte ich mich schriftlich beim Gruppenleiter über den zumindest zeitlich höchst unpassenden Versuch, durch Drohungen eine kirchliche Trauung zu stören. Ich holte weit aus und bewies ihm das Verwerfliche seines Vorgehens. Auf dieses Schreiben hin hatten Sonderhoff und ich eine längere Unterredung mit Herrn Scharf, in der er schließlich einlenkte und die Angelegenheit als erledigt ansah.

Der Fanatismus hatte in der ersten Zeit nach der Gründung der Ortsgruppe die Gemüter noch nicht völlig verblindet. Der Vorfall mußte aber doch als Vorzeichen kommenden Unheils und Aufreißen einer Kluft in der vorher so harmonisch lebenden Kolonie gedeutet werden. Eine Verständigung schien anfangs nicht ausgeschlossen, der Gruppenleiter bemühte sich sogar, mich mehr heranzuziehen und wollte mich bestimmen, Präsident der OAG in Tokyo zu werden, was ich, da ich sehr angespannt arbeitete und zudem in Yokohama wohnte, ablehnte. Seine machthaberischen Ansprüche an die Ortsgruppe fanden im allgemeinen keinen freudigen Widerhall. Ohne näher auf diese Dinge einzugehen erwähne ich nur kurz, daß er uns mehr und mehr unter seine Fuchtel zu bringen suchte, Orders für den Besuch von Kirchenfeiern, Theateraufführungen u. dgl. ausgab, denen viele nur widerwillig, manche gar nicht folgten. Als er schließlich die Mitglieder unter 60 Jahren zum Geräteturnen in der Halle der deutschen Schule kommandierte, streikten wir. Die weitere Entwicklung führte zu allen den Erscheinungen, die mit geringen Abwandlungen auch in andern auslandsdeutschen Gruppen aufgetreten sind. Ich übergehe sie deshalb. —

Das Jahr ging zu Ende. Wir feierten den Weihnachtsabend wie üblich mit unsern Freunden. Auch Sonderhoffs waren dabei, und die junge Frau, die sich sehr gut in das Leben in Japan hineingefunden hatte, half unsern Kreis in schönster Weise zu vervollkommen. Machte uns auch die Frage, wie sich das deutsche Geschick weiter entwickeln würde, oft den Kopf warm, so sollten die kleinen unliebsamen Erlebnisse uns doch nicht die Hoffnung rauben, daß die neue kraftvolle Reichsregierung uns von der drückenden Last des Versailler Friedensdiktats befreien und zum Segen für alle ausschlagen würde. Wir wollten uns bei einem baldigen neuen Besuch der Heimat über die Fortschritte, die das neue System gebracht hatte, selbst unterrichten

und gingen daher mit frohem Mut ins neue Jahr (1934). Die Pausen zwischen unsern Heimreisen waren oft zu lang gewesen: 1920 lagen elf Jahre dazwischen, 1926 über fünf und 1931 waren es vier Jahre gewesen. Diesmal sollten es bis Ende 1934 nur drei sein.

Bald nach Jahresbeginn brachte Buttmann — seine Frau war mit dem Sohn, der in Deutschland die Schule weiterbesuchen sollte, nach Hause gereist — die Frau des Dichters Dauthendey zu uns, eine Schwedin von stattösem Wuchs, die sehr gut Deutsch sprach und außerordentlich sympathisch wirkte. Erst als wir sie zum Sitzen aufforderten, tauchte hinter ihr ein zwerghaftes Wesen auf, eine deutsche Sekretärin, die sie auf allen Reisen begleitete. Es war sehr interessant, Frau Dauthendey über ihren Mann und sein Schicksal in Java reden zu hören. Sie zeigte uns ein Album ihres Mannes mit Aquarellen aus der Tropenwelt, die eine hohe malerische Begabung bekundeten. Wir waren überrascht, den Dichter von dieser Seite kennenzulernen. Die Farbenpracht der Tropen war außerordentlich frisch und reizvoll wiedergegeben. Frau Dauthendey war nach Japan gekommen, um, wie sie es auch in andern Ländern tat, durch Vorträge das Gedächtnis an Max Dauthendey lebendig zu erhalten. Daß wir seine Gedichte, auch sein Buch "Die acht Gesichter am Biwasee" kannten, freute sie. —

In den Schulungsabenden, die die Ortsgruppe meist im Klub in Yokohama abhielt, kam wenig Erfreuliches zutage. Die Mitglieder sollten zum Mitmarschieren unter dem neuen Regime bestimmt werden. Wiederholt wurde die leidige Judenfrage erörtert, und mit leidenschaftlichen Worten wurden die Juden als die schwarzen Schafe und Verderber Deutschlands hingestellt, mit denen jeder Verkehr aufzuhören hätte. An einem solchen Abend sah ich mich veranlaßt, zur Klärung der Sachlage das Wort zu ergreifen, ohne mich, wie ich erklärte, zum Fürsprecher des Judentums machen zu wollen. Wir hatten nun mal in der Gemeinde jüdische Mitglieder, die als tapfere Soldaten in Tsingtau ihre vaterländische Pflicht treu erfüllt hatten. Was die neue Regierung gegen die Überwucherung durch das Judentum unternähme, seien große allgemeine Regelungen, die auf einem besondern Blatt stünden. Wie der einzelne sich seinen jüdischen Bekannten gegenüber zu verhalten habe, sei doch ihm selbst und seinem Gewissen zu überlassen. Ich trat für Menschlichkeit, sittlich-verantwortliches Verhalten und vor allem für Mäßigung ein. Meine Worte wurden schweigend aufgenommen.

Einer Aufforderung des Gruppenleiters folgend hielt ich zusammen mit Dr. med. Ronnefeldt von Bayer vor dem Forum der deutschen Gemeinde in Tokyo einen Vortrag über bevölkerungspolitische Maßnahmen in der neuen deutschen Gesetzgebung. Dr. Ronnefeldt sprach Mitte Februar über biologische Grundlagen der Vererbungslehre, während ich am 1. 3. 1934 ein genaues Bild der neuen Gesetze zur Lebensbewahrung des Volkstums unter Berücksichtigung der Vererbungsgesetze, des Sterilisierungsverfahrens auf Grund des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, die Stellung der Frau und ihre Überführung in die Hausarbeit, über den eingeführten bäuerlichen Anerbenhof und alle sonstigen neuen Maßnahmen gab. Ich schloß meine Rede mit dem Hinweis auf die verantwortliche Mitarbeit jedes Deutschen mit einem Wort von Stefan George, daß HERR der Zukunft BLEIBT, wer sich WANDELN kann. Meine Ausführungen fanden ungeteilten Beifall, und der Landesgruppenleiter bezeichnete sie als den besten Vortrag, der bisher über die neue Gesetzgebung des Reichs gehalten worden sei. Die Ortsgruppe hat später Ronnefeldts und meine Rede in einer Druckschrift für die Deutschen in Japan veröffentlicht. —

Aus Anlaß des Vorgehens der Japaner in der Mandschurei war inzwischen eine Internationale Kommission bestellt worden, die sich an Ort und Stelle über die Lage orientieren und danach den Mächten ausführlich berichten sollte, um gegebenenfalls Japan zu bremsen. Deutschland wurde in der Kommission durch den letzten Gouverneur von Deutsch-Ostafrika Albert Heinrich Schnee vertreten. Nach Beendigung der Kommissionsarbeiten hatten wir das Vergnügen, den Gouverneur im Klub in Yokohama zu begrüßen. Wir hörten mit Interesse seine Ausführungen über die Lage in der Mandschurei.

Im April sollte in der jährlichen Generalversammlung des Klubs "Germania" ein neuer Vorstand mit einem neuen Präsidenten gewählt werden. Man befürchtete, der ehrgeizige Ortsgruppenleiter würde diese Gelegenheit benutzen, um ihm willenlos Ergebene in den Vorstand zu bringen und so den Klub als Organ der Ortsgruppe in die Hand zu bekommen. Um diesen Bestrebungen entgegenzuwirken und ihn nach altem Brauch frei und unabhängig von der Politik zu halten, was wegen der nicht geringen Anzahl der nicht zur Partei gehörenden und mit Rücksicht auf einige ausländische Mitglieder auch unbedingt nötig war, glaubte man, keinen Geeigneteren zum Präsidenten vorschlagen zu können als mich. Mein Name wurde also auf die

Liste gesetzt. Ich erklärte aber gleich zu Beginn, daß ich schon zweimal Klubpräsident gewesen sei und wegen meiner vielen Arbeit nur für den Fall, daß sich niemand anders bereitfände, das Amt notgedrungen annehmen würde. Der Ortsgruppenleiter bemühte sich daraufhin mit aller Macht, jemand anders zu finden, erhielt aber überall Absagen. Man war entschlossen mich zu wählen, und keiner wollte gegen mich auftreten. Scharf protestierte: ich hätte die mir angetragene Präsidenschaft der OAG abgelehnt, nun wolle ich mich zum Klubpräsidenten machen lassen? Ich erklärte ihm, daß ich in Yokohama wohne und mir der regelmäßige Besuch der Vortragsabende, Empfänge usw. in Tokyo als älterem Menschen nicht zugemutet werden könne, während mir die Leitung des Klubs in Yokohama keine besonderen Anstrengungen auferlegen würde, gab aber noch einmal zu verstehen, daß ich das Amt liebend gern einem andern überließe. Neue Anstrengungen des Herrn Scharf, einen ihm genehmeren Präsidenten zu finden, schlugen abermals fehl. Bei der nun folgenden Wahl wurde ich mit mehr als 50 gegen 5 Stimmen gewählt. Dieses Ergebnis war für den Gruppenleiter eine schwere Abfuhr. Er war verärgert und ließ mich seine Mißstimmung bei jeder Begegnung fühlen. Damit nicht genug begann er, sich mit mir in Klubangelegenheiten zu reiben. Er rügte in einem Schreiben an mich als den Präsidenten die Teilnahmslosigkeit mehrerer Mitglieder, die an verschiedenen Generalversammlungen nicht teilgenommen hätten. Ich solle sie hierfür zur Rechenschaft ziehen, was zwischen den Zeilen ausgedrückt nichts anderes als die Entziehung der Mitgliedschaft bedeuten konnte. In Wahrung der Interessen des Klubs und seiner Tradition hatte ich ein solches Ansinnen zurückzuweisen. Die Spannung zwischen uns wuchs und wurde allmählich unerträglich. Als ich mich nach einem Wortwechsel mit dem Geschäftsführer der Ortsgruppe, einem Hörigen Scharfs, der mich einmal grob anfuhr, beim Gruppenleiter beschwerte, stellte er mir, ohne auf die Sache einzugehn, ein Schreiben des Inhalts zu, daß meine Aufnahme in die Partei abgelehnt worden sei. Das geschah Anfang Juli 1934. Ich ließ es vorläufig dabei bewenden und verfaßte inzwischen eine Denkschrift für einen demnächst zu erwartenden Vertreter der Auslandsorganisation (A.O.). Alles weitere behielt ich einer persönlichen Aussprache mit der A.O. in Berlin während meines nächsten Heimaturlaubs vor. Wie ich nachträglich erfuhr, war nach den Regeln der Partei der Beschluß des Gruppenleiters unstatthaft und eine Hinter-

gehung gewesen. Herr Scharf wußte, daß ich inzwischen vom "unterstützenden Mitglied" zum "ordentlichen PG" aufgerückt und als solcher bereits vom Braunen Haus in München anerkannt worden war. Meine Mitgliedskarte hatte er schon in Händen gehabt.

Um den Klub durch diese offenkundige Feindseligkeit nicht leiden zu lassen, wollte ich meine Präsidentschaft sofort niederlegen. Man bat mich aber dringend auszuharren, und der Gruppenleiter fand sich mit dieser Konstellation ab. Sein Vorgehen gegen mich wurde ihm aber selbst zum Bumerang. Die Mißstimmung in der Kolonie gegen ihn und sein System war so gewachsen, daß die Leitung des Siemens-Konzerns es für angebracht hielt, ihn nach Shanghai zu versetzen. Dort ist er sang- und klanglos in der Versenkung verschwunden und hat auch, wie ich hörte, in der dortigen Ortsgruppe keine Rolle gespielt. Durch diese wahrhaft befreiende Tat des Siemens-Konzerns traten wieder Ruhe und Frieden in der Ortsgruppe und der deutschen Gemeinde von Tokyo-Yokohama ein. Der neue Ortsgruppenleiter führte die Parteiangelegenheiten verständiger und maßvoll. —

Nach diesen Begebenheiten fuhr ich zu meiner Frau nach Chuzenji, die dort den Sommer zubrachte. Ich berichtete ausführlich über die Affäre Scharf, auch über ihren glücklichen Ausgang. Obwohl vom Druck der letzten Wochen erlöst, konnte ich mich zwiespältiger Gefühle nicht erwehren. Meine aus Idealismus geborene Teilnahme an der Ortsgruppe, von meinen besten älteren Freunden von vornherein mißbilligt, hatte sich gerächt. Ich war empfindlich getroffen. Hätte ich mich vielleicht doch überwinden und eine Verständigung suchen sollen? Diese Zweifel machten mir eine Zeitlang zu schaffen. Meine Dora-Maria und gute Freunde, die uns in Chuzenji besuchten, redeten mir solche Gewissensqualen aus. Bei einem Versuch ins Reine zu kommen hätte ich doch mir selbst untreu werden müssen. Schließlich schob ich alle inneren Zweifel kräftig beiseite und beruhigte mich in dem Gedanken, mir selbst und meinem Gewissen nichts vergeben zu haben. In der Kolonie galt ich damals als eine Art Märtyrer, dessen Haltung sie von dem unleidlichen Gruppenleiter erlöst hatte. —

Fast hätte ich über diesen unleidlichen Dingen vergessen, meiner Frau die Abschiedsgrüße unsres alten Freundes, des Generalkonsuls von Kobe, Dr. Ohrt, zu übermitteln. Ohrt war in den Ruhestand getreten und von seinen Landsleuten in Kobe

nicht gerade herzlich abgefeiert worden. Infolge eines Zerwürfnisses zwischen Jung und Alt hatte die Jungmannschaft der Ortsgruppe in Kobe an der Abschiedsfeier für ihn nicht teilgenommen. Dies wurde jedoch durch einen Abend in der OAG in Tokyo — Ohrt hatte viele Jahre zur Botschaft gehört und in Tokyo zahlreiche gute Freunde — wettgemacht. In scherzhafter Dankesrede hatte Ohrt manche heitere Erinnerung an die OAG vor 40 Jahren aufleben lassen und sich herzlichst von allen verabschiedet. Er war noch 2 Tage in Yokohama bei Buttman und mir gewesen, ehe er auf einem deutschen Dampfer nach Hause fuhr. —

Ein großer Freudentag wurde in Chuzenji der 60. Geburtstag meiner Dora-Maria am 26. August 1934, zu dem wir das ganze Haus voller Gäste hatten. Die Gesangsmeisterin Frau Netke sang am Morgen einige schöne Lieder. Blumen und Geschenke wurden dem Geburtstagskind in Fülle dargebracht. Schon zum ersten Frühstück fand sich eine vergnügte Runde zusammen. Danach wurden neckische Gedichte vorgetragen. Einzelne Mitwirkende hatten sich kostümiert, unser alter Freund Prof. Richard Kunze (weltabgewandter Gelehrter und Sinologe) erschien z.B. in phantastischer Aufmachung als Klio, die Muse der Geschichte, und trug in launigen Versen die Lebensgeschichte meiner Frau vor. Zu unsrer Freude waren aus Yokohama die drei Doktoren Para, Paul (mit Frau) und Sonderhoff (mit Frau) sowie Fräulein Krämer erschienen. Aus Karuizawa war Frau Marie Gerdts herbeigeeilt, und noch andre Freunde kamen aus dem Tal. Es war eine große Tafelrunde, wie wir sie in Chuzenji noch nie erlebt hatten, die abends beim Festmahl den Freuden der Tafel reichlich zusprach, und so wurde der Festtag in schönster Harmonie beschlossen. —

Kaum hatte ich mich nach Yokohama zurückbegeben, als ein Vorfall im Zusammenhang mit der Politik mich und meine alten Freunde stark erregte. Hatte ich persönlich die fehlerhafte Organisation des Parteibetriebs erfahren, die wahllos irgend-einem Vertreter erhebliche Machtbefugnisse einräumte, so warf das neue Vorkommnis ein trübes Licht sowohl auf die Methoden des Kampfes um die Macht der Partei als auch auf die Charakterschwäche und Widerstandslosigkeit der Beamten des alten Regimes. Eines Abends berichtete mir Buttman mit vor Aufregung stockender Stimme, daß er auf telegrafische Weisung des AAs plötzlich zur Disposition gestellt worden sei und die Geschäfte des Konsulats nur noch bis zur Ankunft eines bereits

beordneten Vertreters zu führen habe. Kurz gesagt: er sei seines Konsulpostens enthoben und solle sich zur Rücksprache in Berlin melden. Ich war erschrocken und ergriffen zugleich vom tiefen Kummer meines alten Freundes. Was war geschehen? Buttman hatte in einem persönlichen Brief an den ihm befreundeten Direktor der DAB in Berlin wegen einer kleinen Banktransaktion geschrieben und dabei die Frage des Wechselkurses der Reichsmark auf den Weltmärkten gestreift. Die Bemerkung über den Kurs sei von einem jungen Denunzianten bei der Bank, wahrscheinlich einem geheimen Aufpasser der Partei, auszugsweise und entstellt ans Außenamt der Partei geleitet worden, das nun schwere Beschuldigungen gegen Buttman wegen angeblicher Spekulation à la Baisse der Reichsmark beim AA erhoben und dieses offenbar so unter Druck gesetzt hatte, daß es ihn hatte fallen lassen. Das war ein ungeheuerlicher Vorfall, und sicher war die Anschuldigung gänzlich aus der Luft gegriffen, da doch jeder Devisenausländer beim Geldwechsel sich für den Kurs, den er erhält, interessieren wird. Habe er sich denn nicht sofort energisch zur Wehr gesetzt und die Sache aufgeklärt? Buttman sagte, ja, er habe sich sofort telegrafisch zu rechtfertigen versucht unter Vorbehalt eines ausführlichen Berichts, er glaube aber kaum, in der gegenwärtigen Situation zu Haus auf Erfolg rechnen zu können. Ich bot ihm natürlich meine Hilfe an. Ich würde mit allen Mitteln für ihn eintreten, auch die ganze Kolonie, die ihn hochschätzte, für den "Landesvater" mobil machen. Er bat mich aber, vorläufig davon abzusehn. Immerhin gelang es mir, ihn freundschaftlich zu trösten und ihn, der tieftraurig vor mir saß, aufzurütteln. Ich sagte, ich würde eine Bewegung in Gang setzen, durch die das AA wenn nicht sofort, so doch in einiger Zeit zur Änderung seines Standpunkts veranlaßt würde.

Nach kurzer Zeit schon erschien der vom AA vorübergehend zur Wahrnehmung der Konsulatsgeschäfte bestimmte Nachfolger Buttmanns, ein Herr von Plessen, der bis dahin Konsul in Colombo gewesen war. Ich kam mit ihm und Buttman, der ihm die Geschäfte zu übergeben hatte, wiederholt zusammen, und hier erlebten wir nun einen deutschen Konsul, der sich ganz anders als alle Beamten des auswärtigen Dienstes in Japan mit verblüffender Offenheit über die Schattenseiten des Parteiwesens in Deutschland äußerte. Plessen war vor kurzem zu Hause gewesen und scheute sich nicht, sogar im größeren Kreis im Klub unverblümt über seine Beobachtungen in Deutschland zu

sprechen, und da er das in heiterer Form tat, nahm niemand daran Anstoß. Auch die Parteimitglieder ließen sich über manchen Übergriff der Gauleiter und anderer kleiner Hitler aufklären und haben sicher von seinen Schilderungen profitiert. —

Der Gouverneur des Kanagawa-ken (Präfektur) gab Buttmann ein Abschiedsessen, auch lud Bürgermeister Ariyoshi, ein lebenswürdiger Mann, der gut englisch sprach, Buttmann mit Plessen und mir zu einem intimen Abschiedsabend ein. In meinem eigenen Haus versammelte ich die besten Freunde Buttmanns, um ihm, dessen Abberufung allen naheging, Lebewohl zu sagen. In voller Übereinstimmung mit dem Kreis der Freunde versicherte ich ihm in einer Ansprache, daß wir uns wie eine Schildwache vor ihn stellen und ihn gegen die schnöden Angriffe auf seine Ehrenhaftigkeit schützen würden. Ich würde eine Denkschrift ausarbeiten, mit den Unterschriften aller deutschen Firmenvertreter versehen, damit das AA ihn so bald wie möglich wieder auf seinen Posten zu uns zurücksenden würde. In einer letzten Abschiedsrede an Bord des alten "Derfflinger", mit dem Buttmann reiste, wiederholte ich an der Mittagstafel ungeniert meine Worte in nachdrücklichster Form, obwohl eine ganze Anzahl nicht zu den intimsten Freunden zählender Landsleute anwesend war. Da der Dampfer erst nach Mitternacht abfuhr, ging ich abends noch mal an Bord. Fast die ganze Kolonie von Tokyo und Yokohama hatte im Lauf des Tages dem guten Buttmann noch einmal die Hand geschüttelt, und noch zu später Abendstunde saß eine Schar getreuer Männer mit ihm im Rauchsalon. Es war rührend zu erleben, wie groß die Anteilnahme am Schicksal ihres Konsuls war und wie jeder die Hoffnung aussprach, ihn bald in seinem Amt in Yokohama wiederzusehn. Selten hatte ein Reichsbeamter Japan unter so vielen Sympathiekundgebungen verlassen wie unser Freund Buttmann.

Bald darauf begann ich mit der Ausarbeitung meiner Denkschrift ans AA. Ohne auf die Gründe zu seiner Abberufung einzugehen, wurde Buttmann darin als ein Mann von echtdeutscher Gesinnung und großen Fähigkeiten, als immer hilfsbereiter Beamter, der sich weitgehend für die Anliegen der Kolonie eingesetzt hätte, sowie als ausgezeichnete Kenner des Landes und seiner Sprache gekennzeichnet. Gerade in letzter Hinsicht wäre seine Abberufung ein großer Fehler, da die jüngere Beamenschaft des AA leider nicht mehr mit besonderen diesbezüglichen Kenntnissen ausgerüstet würde, der Nachwuchs also fehle. Die

ganze Kolonie bedaure die aus unbekanntem Gründen erfolgte Abberufung ihres Konsuls und richte die dringende Bitte ans AA, ihn möglichst bald wieder auf seinen Posten nach Japan zurückzurufen. Diese Denkschrift wurde von den Chefs aller führenden deutschen Firmen Japans bereitwillig unterschrieben. Ich beabsichtigte, sie dem Personalchef im AA bei meinem bald anzutretenden Urlaub persönlich zu überreichen und ihn über die Auffassung der Japan-Deutschen gründlichst zu informieren.

Ich schrieb über den betrüblichen Abgang Buttmanns auch ausführlich an Ohrt und erhielt von ihm bald einen mich sehr bewegenden Antwortbrief. Ohrt lag in der Klinik von Prof. Schottmüller in Hamburg, der ihn zu einer Gallenoperation überredet hatte. Ohrt schrieb tieftraurig über die Abberufung Buttmanns. Er könne diese Welt nicht mehr verstehen. Die ihm bevorstehende Operation sei schwer, möglicherweise sei dies sein letzter Gruß an mich. Es *war* sein Abschiedsgruß, denn bald darauf kam die telegrafische Nachricht von seinem Ableben. —

Inzwischen war es Herbst geworden. Nietzsches Gedicht: "Das ist der Herbst, er bricht mir noch das Herz..." ging mir durch den Sinn. Das Jahr 1934 hatte uns wahrhaftig genug Kummer und Sorgen gebracht. Das mußte nun überwunden werden, und der Heimaturlaub sollte uns wieder zurechtrücken und gehörig auffrischen.

An Stelle des Herrn von Plessen traf als neuer Konsul von Yokohama Herr Crull aus China ein. Da er zunächst ohne Familie kam, boten wir ihm für die Dauer unsres Urlaubs unser Haus mitsamt Dienerschaft an, worauf er gern einging.

Wir wollten über Kanada nach Hause reisen. Im November mußten wir die Flut der Abschiedsfeiern über uns ergehen lassen, und in den ersten Dezembertagen gingen wir an Bord der großen und schönen "Empress of Japan". Wir wurden von vielen Freunden abgesehen, mit denen wir, nachdem sie das Schiff verlassen hatten, durch bunte Papierbänder, die wir ihnen von oben zuwarfen, noch lange verbunden blieben, bis die Fahrt in die hohe See hinausging.

Heimaturlaub Dezember 1934 bis November 1935

Meine Frau und ich hatten schon viele Seereisen gemeinschaftlich und gesondert gemacht, aber noch niemals auf einem Dampfer von solcher Größe (ca. 50.000 t), so ausgedehnten Räumlichkeiten und so reicher Ausstattung wie die "Empress of Japan" es war. Sehr wohltuend empfanden wir, daß alles, wohl abgewogen, zur Verfügung stand ohne übertrieben oder überladen zu wirken: höchster Komfort, treffliche Speisung und erstklassige Bedienung. Der Dampfer war stilvoll und vornehm ausgestattet, nichts war von aufdringlicher Pracht oder etwa verwegen in den Farben. Unsre Kabine war so geräumig, daß die Betten nebeneinander stehen konnten und man von zwei Bulleyes einen schönen Blick über den weiten Ozean hatte. Wir steuerten bei ruhiger See in nordwestlicher Richtung direkt auf Vancouvver zu. In dieser Jahreszeit machte der Pazifik seinem Namen Ehre. Wir fuhren bisweilen durch leichten Nebel, andre Dampfer trafen wir kaum. Die Bewegung des Schiffs war bei seiner Größe kaum zu spüren. Die Fahrt tat uns beiden außerordentlich gut und brachte uns nach den beunruhigenden Ereignissen die erwünschte Erholung. Die "Empress" war gut besetzt, aber man machte während der einen Woche keine nähere Bekanntschaft mit andern Passagieren. Nur mit einem kamen wir etwas in Berührung: mit einem Sohn des Dichters Hugo von Hofmannsthal. Ich hatte ihn schon in Tokyo flüchtig kennengelernt. Er war Österreicher und als Sohn seines berühmten Vaters an Kunst und geistigen Dingen lebendig interessiert und reiste jetzt nach Hollywood, um dort ein Drehbuch für einen Film einzureichen. Seinen Vater, sagte er, hätte der Freitod seines hochbegabten älteren Sohns so getroffen, daß er kurze Zeit darauf starb. Wir kannten viele Dichtungen von Hofmannsthal, und es machte den Sohn froh und stolz, in uns Verehrer seines Vaters kennenzulernen.

In den weiten Gesellschaftsräumen wurde nachmittags an kleinen Tischen Tee getrunken, aber die Passagiere verliefen sich in dem riesigen Saal. Da hier ein trefflicher Steinway stand, spielte ich nach dem Tee gelegentlich darauf, und der junge Hofmannsthal hörte mit wachen Sinnen und großem Verständnis

zu und bat mich immer wieder weiter zu musizieren, weil, wie er sagte, meine Improvisationen ihn in die Wiener Atmosphäre versetzten und wie Musik von Richard Strauss klängen. —

Auf dieser besinnlichen Reise über See ließ ich manche Begebenheit des letzten Jahrs Revue passieren. So holte ich z.B. aus meiner Gedächtniskammer den Besuch von Jula und Johny Bandow hervor, die Ende Juli 1934 eine Woche unsre Gäste in Chuzenji gewesen waren. Bandow hatte Devisen für eine Ostasienfahrt freibekommen. Sie waren glücklich, wieder im lieben alten Chuzenji-Haus zu sein, dessen neue Aufmachung ihnen sehr behagte. Wieviele frohe Stunden hatten sie mit den Eltern Thiel hier verlebt! Sie genossen das Zusammensein mit uns sehr, wanderten in der ihnen so vertrauten Gebirgswelt, ruderten mit uns über den See, schwammen und wurden wieder jung.

An einem schönen Augustmorgen waren Bandows und ich sehr früh zu einer großen Wanderung nach Ashio aufgebrochen. Meiner Frau wurde es zu viel, sie blieb daheim. Unser Hausmann Mori ruderte uns zu einer südwestlich gelegenen Bucht des Sees an den Fuß des Hangetsu-Passes. Hier trafen wir zwei junge Freundinnen von Bandows aus Shanghai, die mit uns den kurvenreichen ziemlich steilen und steinigen Anstieg zur Paßhöhe in etwa einer Stunde machten. Vom Paß schlängelte sich auf dem Berggrat entlang ein Pfad abwärts durch eine recht kahle, sandige und hügelige Gegend, die unter dem Einfluß der Kohlendioxyddämpfe des großen Ashio-Kupferwerks aller Bäume und jeden Grüns beraubt war. Der Weg war trotzdem abwechslungsreich und nicht unschön. Er führte durch kleine Ortschaften und an Raststätten vorbei, und nach 4 Std. tüchtigen Fußmarsches, von der heißen Sonne ziemlich erschöpft, erreichten wir endlich das Städtchen Ashio. Zum Besuch der Kupferminen reichte die Zeit nicht. Wir kehrten in einem guten japanischen Wirtshaus ein, und Frau Bandow, die immer noch vorzüglich japanisch sprach, sorgte für ein anständiges japanisches Mittagbrot. Allzulange durften wir uns nicht ausruhen, um vor Sonnenuntergang wieder an unserm Landungssteg unterhalb des Passes anzulangen. Wir mußten von dem im Tal liegenden Ashio denselben Weg zum Paß zurück in die Höhe steigen. Unterwegs wurden wir von einem heftigen Gewitterregen überrascht, der mit Zwischenpausen immer aufs neue auf uns niederprasselte. Bandow, damals etwa 60 Jahre alt, wurde bald beinmüde. Die beiden jungen Damen stürmten voran und nahmen mir bereitwillig meinen Rucksack ab. Ich folgte in gemessenem Abstand,

zuletzt kamen Bandows. Gelegentlich blieb ich stehen um sie zu erwarten, Frau Bandow hieß mich aber vorangehen. Sie hatte sich für alle Fälle Lampions mitgeben lassen, falls wir in die Dunkelheit geraten sollten. Als ich endlich allein in der kleinen Raststätte auf dem Paß ankam, war von Bandows noch nichts und von den jungen Damen nichts mehr zu sehen. Glücklicherweise hatte der Regen aufgehört und das Gewitter sich in ein Wetterleuchten verwandelt, das ab und zu über die Berge zuckte. Der Hüttenwart trocknete sehr gefällig über seinem Kohlenbecken meine Obergewandung und bot mir Tee an. Ich vermißte aber meinen Rucksack mit der Furage und den immer heiß begehrten Zigarren. Die ahnungslosen Damen hatten ihn leichtfertigerweise mitgenommen anstatt ihn beim Wirt zu deponieren. Ich saß und saß und wurde unruhig, denn es begann schon zu dämmern und noch immer war von Bandows nichts zu sehen. Sollte ich sie im Stich lassen und auch versuchen, noch vor Anbruch der Dunkelheit hinunterzusteigen? Das durfte doch nicht sein! Ich ging einige Biegungen zurück Bandows entgegen, die endlich langsam auftauchten. Bandow, von üblen Beinkrämpfen befallen, hatte immer wieder haltmachen müssen, so daß sie nur recht mühsam vorangekommen waren. Der Arme wärmte sich in der Hütte erst mal etwas auf, ehe wir bei Lampionbeleuchtung den Abstieg riskierten. Es war stockfinster. Das Geröll auf dem steilen Weg und die nur schwer erkennbaren Kurven machten uns viel Beschwer. Hier war wieder Wald, und von den Bäumen tropfte noch der Regen. Was wir befürchteten, trat ein: unsre Laternen erloschen. Vergeblich versuchten wir, sie wieder anzuzünden. So tappten wir vorsichtig mit Stöcken den Weg ab, um keine Kurve zu verpassen. Plötzlich fiel Bandow hin und verletzte sich das Bein. Neuer Aufenthalt...dann tappten wir weiter.

Wer das japanische Gebirge kennt weiß, wie beängstigend und geradezu gefahrvoll ein Herumirren bei Nacht auf den oft zerklüfteten ungepflegten Pfaden ist. Frau Bandow und ich machten dem leidenden Gefährten immer wieder Mut, und so ging es weiter bergab. Endlich blitzte aus der Tiefe eine Taschenlampe auf: Mori kam uns entgegen. Die letzten Kurven wurden nun rascher überwunden. Am Landungssteg warteten ein von Mori dorthin dirigiertes Motorboot und eine Flasche Kognak auf uns, die bald ihre belebende Wirkung tat. Unsre jungen Damen waren über alle Berge. An der Anlegestelle bei unserm Haus stand meine Frau, von großer Sorge erlöst. Sie hatte den Paß

beobachtet, unsre Laternen bemerkt und war auf den guten Gedanken gekommen, uns das Motorboot entgegenzuschicken. Nun war alle Not ausgestanden. Wir wurden in ein heißes Bad gesteckt, und ein Glas Sekt tat ein übriges zu unsrer Auffrischung. Auch Bandow war bald wieder bei Kräften, und ein vergnügtes Mahl beschloß die große Wanderung, auf der wir eine neue Erfahrung gemacht hatten: in künftigen Fällen auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein. — Das war eins der Erlebnisse, die mir auf der Fahrt nach Kanada durch den Sinn gingen. —

Eines Mittags machte unsre "Empress" in Vancouver fest. Abends bestiegen wir nach Durchexpedition unsres Gepäcks nach New York die kanadisch-pazifische Bahn und entdeckten, daß das für uns reservierte compartment entgegen ausdrücklicher Zusage doch wieder am Kopfende des Pullman-Wagens lag, wie wir das zu unserm Verdruß anno 1926 im Süden der Vereinigten Staaten schon mal erlebt hatten. Wieder mußte ich über Koffer ins obere Bett klettern und hatte meine liebe Not damit.

Wir fuhren während der Nacht immer bergan und konnten erst am nächsten Morgen die gewaltigen Bergmassen der Rocky Mountains bewundern. Um einen Eindruck von der alpinen Gebirgslandschaft zu bekommen machten wir in Banff einen Tag Halt. Der Ort lag auf einer leicht verschneiten Hochebene, von steil aufragenden Felskuppen umgeben, bei Sonnenuntergang herrlich anzusehn. Große Strecken Landes waren eingezäunt, und hier sahen wir, wie szt. am Nil, die großen Büffel, die einen recht friedlichen Eindruck machten. In dem sehr beliebten Sommerkurort Banff waren die großen Hotels geschlossen, und wir mußten mit einem bescheidenen, aber guten und sauber gehaltenen kleinen Gasthaus vorliebnehmen, in dem wir abends gemütlich vor einem Kaminfeuer saßen und Grog tranken.

Am nächsten Vormittag brachte uns ein Auto in die Schneeregion zu einem Gletscher. Hier wohnten in einer Hütte echte Schweizer Bergführer, die uns erwartungsvoll als Gletscherwanderer begrüßten. Für die Enttäuschung, die wir ihnen bereiten mußten, schenkten wir ihnen eine Flasche Enzianschnaps, die uns Dr. Para mitgegeben hatte. Das Zeug war für uns Talmenschen viel zu bitter, wurde aber von den Alpensöhnen als langentbehrtes Labsal begeistert angenommen. Sie sprachen Schwiezer Dütsch mit uns, konnten aber auch Hochdeutsch gut verstehn. — Nachmittags ging die Fahrt weiter. Es war interessant zu beobachten, wie wir in großen Windungen langsam

bergab rollten und man die letzten Wagen des langen Zugs noch oberhalb sehen konnte, wenn man wie wir in den Kurven schon weiter unten angelangt war. Dann fuhren wir tagelang durch die ungeheuer weite Ebene mit sich endlos ausdehnenden Getreidefeldern, passierten Winnipeg, den riesigen Lake Superior und waren nach etwa 4 Tagen in Montreal, von wo es nach kurzer Rast nach New York weiterging. Reichlich ermüdet von der langen Bahnfahrt schliefen wir uns in dem uns bekannten Steward's Hotel erst mal ordentlich aus. Wir hatten nur einen Tag Zeit in New York, besorgten uns die vorbestellten Fahrkarten für den HAPAG-Dampfer "New York" nach Hamburg, sahen uns nach unserm Gepäck um und konnten dann nur noch flüchtig einige Eindrücke aus dem Jahre 1926 erneuern. Das alle andern Wolkenkratzer überragende Empire State Building mit seinen 65 Stockwerken war inzwischen entstanden. Das mußten wir gesehen haben! Wir fuhren mit einem Expreßlift, der erst nach 50 Stockwerken hielt, in die Höhe und betrachteten wie aus der Vogelperspektive die tief unter uns liegende Stadt. Ein wahrer Sturm umbrauste uns hier, was aber den Fotografen nicht hinderte, wie jeden andern auch uns auf den Film zu bannen.

Abends fanden wir uns erlöst auf dem etwas altmodischen aber sehr behaglich wirkenden Dampfer "New York" ein und fühlten uns in guter deutscher Gesellschaft bald heimisch. Kapitän war der uns von früheren Reisen bekannte Commodore Kruse, der uns sehr freundlich begrüßte. Diese Fahrt sollte vor seiner Pensionierung die letzte sein. Bei den Mahlzeiten saßen wir am Kapitänstisch mit einigen wesentlich jüngeren Passagieren zusammen, u.a. einer Tochter des Botschafters Luther in Washington, die mit einem Attaché von der Botschaft dort verheiratet war und Weihnachten in der Heimat verleben wollte. Sie war an Kunst und Literatur interessiert. Mit ihr und einem jungen Schweizer, der zwei Jahre in Südamerika gelebt hatte, gab es vergnügliche Plaudereien, aber auch Plänkeleien, wenn sie z.B. über moderne Malerei sprachen. Die junge Dame schwärmte für hypermoderne Kunst. Ich sagte offen, daß mir die neueste Kunst vielfach in die Irre zu gehen scheine und ihre Erzeugnisse verteufelte Ähnlichkeit mit Krakeleien von Kindern und manchmal von Geisteskranken hätten. Das wurde bestritten und belacht. Ich hatte gar keine Lust zu derartigen Unterhaltungen. Unsre Anschauungen waren zu verschieden. Mit meiner Frau sprach ich aber gern und eingehend über die Problematik

der neuesten Kunstrichtungen und überließ es ihr der jungen Dame mitzuteilen, was ich davon hielt. Es war etwa folgendes: Die Phantasie ist der seelische Motor für jede Kunstleistung. Phantasie ist physiologisch an das Gedächtnis gebunden. Auch der aus der Innenschau visionär schaffende Künstler kann sich von den Erinnerungsbildern, den Eindrücken der sichtbaren Welt nicht lösen. Die Phantasie vermag nicht alles zu beherrschen, sie kann nicht abstrahieren. Der Maler bleibt unverstündlich, wenn er Abstraktes nicht mit Konkretem in Verbindung bringt. Eine solche quasi abstrakte Malerei gibt Rätsel auf, sie bedarf der Erklärung der den Maler leitenden Gedanken. Das bedeutet, daß er ins Reich des Denkens übergreift. Solche Schöpfungen werden zum Rebus und müssen entziffert werden. Das betrachtende Auge als Sinneninstrument der bildenden Kunst reicht dafür nicht aus. Kunst ist immer lebendig und daher nie abstrakt wie die Philosophie. Abstrakte Kunst bleibt ein Unding. — Debatten über solche Fragen sind meistens unfruchtbar. Man gerät ins Uferlose. Wer für die letzten Errungenschaften der neuen Stilrichtungen schwärmt, will sich nicht zu gründlichem wissenschaftlichem Nachdenken bequemen. Dazu gehört in erster Linie die Erkenntnis der physiologischen Bindungen unserer geistigen Beschaffenheit. Ein Arzt oder Psychiater wird sich nicht gleich von Sturm- und Drangschöpfungen jüngster Meister begeistern lassen. Der gesunde Sinn der breiten Öffentlichkeit spricht sein Urteil über das, was bleibenden Wert hat oder spurlos wieder verschwindet. — Meine Frau und ich haben uns während der Fahrt über den Atlantik wiederholt über die modernen Kunstrichtungen, besonders auch in der Musik unterhalten, und wir nahmen uns vor, in der Heimat Augen und Ohren offenzuhalten für das, was die Gegenwart Neues bieten würde. —

Eine Winterfahrt über den Atlantik verläuft nicht so ruhig und frei von Störungen wie die langen schönen Seereisen von Ostasien über den Indischen Ozean. Schon nach den ersten zwei Tagen hatten wir einen Seegang, wie wir ihn auf früheren Reisen noch nicht erlebt hatten. Bei den Spaziergängen übers Promenadendeck sahen wir verwundert ganze Wellenberge über den Bug des Schiffs hinwegrauschen, so daß niemand das vordere Deck betreten konnte. Der stampfende Dampfer hob sich steil auf, um sich dann wieder zu senken, und nur geübte Seefahrer waren dem gewachsen. Oft waren wir mit dem Kapitän und dem jungen Schweizer fast die einzigen Gäste im Eßsaal. Meine Frau war von Haus aus vollkommen seefest, ich selbst hatte mich

in langer Erfahrung langsam dazu erzogen.

Eines Mittags erzählte uns der Kapitän von SOS-Rufen eines norwegischen Frachtdampfers, so daß unsre "New York" Kurs auf das in Seenot befindliche Schiff nehmen würde. Der Sturm hatte weiter zugenommen, das Meer war eine einzige tobende graue Wogenmasse. Es hieß, unsre Schiffsbesatzung sei wahrscheinlich dazu auserkoren, eine Rettungsmannschaft zum Norweger zu entsenden. Es war schon finstre Nacht, als einige Seemeilen entfernt das im Sinken begriffen Wrack ausgemacht werden konnte. Wir waren nicht die einzigen, die auf die Notrufe hin herangeeilt kamen. Ein ganzer Park großer und kleinerer Dampfer, darunter die "Europa", waren gekommen und bildeten mit ihren Scheinwerfern einen hellen Halbkreis um den gefährdeten Frachter. Wir waren äußerst gespannt, was nun geschehen würde. Die Stewards übermittelten uns die neuesten Meldungen: tatsächlich war unsre "New York" als das Schiff, das, auf der Heimfahrt begriffen, Europa am schnellsten erreichen würde, für das Rettungsmanöver ausersehen. Wir hatten das Glück, von unsrer Kabine aus die Vorgänge genau beobachten zu können. Ein großes wunderschönes Rettungsboot wurde an unserm Kabinenfenster vorbei auf die tobende See ausgeschwungen und war in wenigen Minuten von der dafür vorgesehenen Mannschaften, die an Tauen hinunterschwebten, besetzt. Führer des Boots war unser II. Offizier, ein starker, breitschultriger Mann. Seine acht Matrosen griffen sofort in die Ruder, im Gleichtakt zerteilten sie das Wasser und rollten auf und nieder über die meterhohen Wellen. Oft schien das Boot unter einem großen Brecher zu versinken, es arbeitete sich aber immer wieder vorwärts. Schon nach wenigen Minuten war es außer Sicht. Unsre Scheinwerfer leuchteten hinter ihm her, aber auch mit dem Fernglas konnten wir es bald nicht mehr entdecken, und das Wrack selbst auch nicht mehr.

Würden unsre Leute mit den Schiffbrüchigen heil zurückkommen? Wir mußten es abwarten. Wenn einer von der Besatzung an Deck erschien wurde er mit Fragen bestürmt, und immer klang die in breitem "Platt" gegebene Auskunft beruhigend. Sie kannten ihren umsichtigen starken "Zweiten" — dem würde das Werk gelinge! Wir saßen vor unsern Bullaugen und lugten hinaus. Stunden vergingen. Bei einem stärkenden Trank tauschten wir mit den wenigen nicht seekranken Passagieren unsre Meinungen aus, und es war beinahe schon Mitternacht, als endlich der erlösende Ruf über die Decks scholl: "Sie kom-

358
307
52 5 11

men — sie kommen!" Wir stürzten wieder an unsern Ausguck. Das Rettungsboot kam mit etwa 20 völlig durchnäßten und jämmerlich aussehenden Norwegern zurück: die ganze Mannschaft mitsamt dem Kapitän war gerettet! Mit sicheren, ruhigen, gleichmäßigen Ruderschlägen näherte sich das schaukelnde Boot der Bordwand. Kräftige Hände bewahrten es vorm Zerschellen. Die total erschöpften Schiffbrüchigen wurden einer nach dem andern an Tauen hochgehievt und verschwanden im hellerleuchteten offenen Luk unterhalb unsers Fensters. Dann folgten unsre eigenen Matrosen Mann bei Mann bis zu dem großen kritischen Moment, wo nur noch der Bootsführer im schwankenden Kahn stand. Er hatte schon das Tau ergriffen, als eine mächtige Woge das Boot von der Schiffswand weg-schleuderte. . . . Für einen Moment stockte uns der Atem — doch schon hatte der Brave sich mit gewaltiger Armkraft wieder an die Bordwand herangearbeitet, ergriff abermals das Tau, zog sich daran in die Höhe und wurde gleich den andern schnellstens ins rettende Innere gezogen. Wir bestaunten noch die Herkulestat des einen Mannes, als die Flügeltüren des Luks sich schlossen, im gleichen Moment das Läutewerk von der Brücke zur Maschine ertönte und die großen Kolben zu stampfen begannen: die "New York" hatte ihre Fahrt wieder aufgenommen. Weitab vom Heck des Dampfers sahen wir das Boot, klein wie eine Nußschale, ins offne Meer hinaustreiben. . . .

Beim nächsten Mittagmahl mußte der Kapitän viele Fragen beantworten. Er gab bereitwillig Auskunft.

Am Abend des gleichen Tags — es war der 21. Dezember 1934 — hatte sich die See so weit beruhigt, daß viele Passagiere wieder im Speisesaal erschienen. Bei der Tafel wurde ich aufgefordert, ein paar Worte über das großartige Rettungsmanöver der letzten Nacht zu sprechen. In kurzer Rede rühmte ich die Rettungsaktion, zu der sich alle Teilnehmer opferbereit freiwillig gemeldet hätten, als große Leistung und echte Heldentat. Wir seien Zeugen gewesen, mit welcher Hingabe, todesmutigen Entschlossenheit und seemännischen Tüchtigkeit die Männer die gefahrvolle Fahrt in der Sturmnacht vollbracht hätten, um die norwegischen Kameraden zu retten. Der Kapitän, unser Com-modore Kruse, der II. Offizier als Führer des Boots und die deutschen Matrosen könnten ebenso wie die HAPAG stolz auf diese Leistung sein. Ich schloß mit einem Hoch auf unsern Kapitän und die Bootshelden, in das die Passagiere begeistert einstimmten. . . .

Am nächsten Morgen, dem 22. 12., wurden wir schon um 6 Uhr geweckt mit der Weisung, so rasch wie möglich zu frühstücken und uns in unsre Kabinen oder an Deck zu begeben, denn Hitler würde an Bord kommen, um Kapitän und Mannschaft persönlich seine Anerkennung auszusprechen. Bald darauf hielten wir bei der "Alten Liebe" vor Cuxhaven. Wir sollten zwar "verduften", erhaschten aber doch noch einen Blick davon, wie der Führer mit dem breitschultrigen Göring und einem großen Gefolge uniformierte Männer raschen Schritts in den Eßsaal hinaufgestiegen kam, der sofort geschlossen und bewacht wurde. Wir standen an der Reeling. Es war noch finstre Nacht. Vom Ufer her erscholl unaufhörlich erst der eine Sprechchor der Hitlerjugend: "Wir wollen unsern Führer sehen" und dann ein zweiter, gewissermaßen als Echo: "Wir auch."

Endlich wurden wir zu den inneren Räumen wieder zugelassen. Ein Ordenssegen war auf die Seehelden niedergegangen. Hitler und sein Gefolge waren inzwischen geheimnisvoll im Dunkeln verschwunden. — Der Dampfer setzte sich wieder in Fahrt, langsam tauchten aus dem Nebel eines grauen Wintermorgens die Ufer der Elbe auf, und endlich machten wir vor den Landungsbrücken fest.

Bruder Adolf und Sohn Adi kamen an Bord. Fröhliches Wiedersehn mit unsern beiden Lieben! Sie waren schon durch die Presse über den Hitlerbesuch unterrichtet, wir mußten aber genau von allem erzählen. —

Den Tag und die Nacht verbrachten wir im Haus meines Bruders, um am nächsten Mittag mit Bruder, Schwägerin und Sohn Hansl zur Familien-Weihnacht nach Berlin zu reisen. Mein Junge fuhr im eigenen Wagen allein dorthin. — Meine Schwägerin Martha Schramme erzählte mir später, was Adi über das Wiedersehn mit mir berichtet hatte: "Denke Dir, Tante Martha, Vati trug einen grünen Reiseanzug und einen grünen Hut, aber — er hat keinen Schnurrbart mehr." —

Am 23. Dezember trafen wir gegen Abend wohlbehalten in der Bingerstraße ein, herzlich begrüßt von Schwager und Schwägerin Schramme und unserm Gustav Richter. Beim Betreten der Halle entzückte uns der in hellem Kerzenlicht erstrahlende mächtige Weihnachtsbaum, von unserm Gustav mit sorglicher Hand im Wintergarten aufgebaut und auf die Minute rechtzeitig angezündet. Wir standen gebannt vor diesem Weihnachtswunder, das unsre Wiederkehr verklärte. Groß war unsre Freude, als am nächsten Mittag auch Bruder Wilhelm mit

Frau und Tochter Reni aus Hirschberg kam. So war nach drei Jahren der Trennung die ganze Familie zum lieben, trauten deutschen Weihnachtsfest aufs schönste vereint.

Zur Bescherung schritt ich, als Weihnachtsmann verkleidet mit mächtigem weißem Bart und Schneehaube, die Stiege zur Halle halb hinunter und hielt von hier aus eine kurze Weihnachtspredigt. Dann wurden alle mit Sachen aus Japan: Kunstgegenständen, Farbholzschnitten und auch praktischen Dingen reichlich bedacht.

Zum Festmahl, bei dem wir zu einem vollen Dutzend zusammensaßen, gab es den obligaten Gänsebraten und einen guten Tropfen aus dem wohlversorgten Keller. Wir tauschten bis spät in die Nacht die Erlebnisse der letzten Jahre aus. Wir Weltbummler hatten natürlich am meisten zu erzählen. In der Halle stand wie schon im letzten Urlaub der liebe "Erdbeben"-Flügel, auf dem die alten Weihnachtsweisen ertönten. —

Gleich nach den Weihnachtstagen reiste mein älterer Bruder, dem ein längeres Verweilen unter vielen Menschen immer eine Nervenanstrengung bedeutete, mit seiner Familie nach Hirschberg zurück, während die Hamburger die ganzen Weihnachtsferien bei uns zubrachten.

Ein Trauerfall überschattete den Beginn des Jahres 1935: meine Hamburger Schwägerin verlor ihren Bruder Ferdinand Döbler, der in den ersten Januartagen einer Lungenentzündung erlag. Als angesehenen Architekt hatte er wenige Monate zuvor noch den Auftrag zum Entwurf eines Städtischen Krankenhauses in Berlin erhalten. Künstlerisch hochbegabt, zugleich auch als Dichter und Karikaturist geschätzt, war er allgemein beliebt und im Familienkreis ein besonders gern gesehener und humorvoller Bruder und Schwager gewesen. Das "Berliner Tageblatt" würdigte ihn in einem Nachruf. Er hinterließ eine Frau und einen begabten Knaben, Hannsferdinand Döbler, der die literarische Ader seines Vaters geerbt hat. —

Mitte Januar machte ich den beabsichtigten Besuch beim Personalchef des AAs, Freiherrn von Grünau, in Sachen meines Freundes Buttman, dem ich meine Denkschrift mit den Unterschriften der führenden deutschen Handelsvertreter in Japan übergeben wollte. Ich kannte aus meinen ersten Jahren an der Gesandtschaft in Tokyo einen gleichnamigen Verwandten, der unter dem Grafen Arco Legationssekretär gewesen war. Dieser Begrührungspunkt erleichterte mir mein Anliegen. Ich erzählte ausführlich, daß die plötzliche Abberufung Konsul Buttmanns

von allen deutschen Landsleuten draußen lebhaft bedauert worden sei, erwähnte auch die ungewöhnlich starke Sympathiekundgebung bei seiner Abreise und schilderte ihn als einen vorzüglichen Beamten und allgemein geschätzten Menschen, der sich liebevoll der deutschen Gemeinde anzunehmen pflegte und der durch seine Spezialvorbildung besonders mit Japan verwachsen sei. Der inzwischen bekanntgewordene Anlaß zu seiner Abberufung hätte unter seinen Freunden in Japan gerechte Verwunderung hervorgerufen. Herr von Grünau hörte mich interessiert an. Ich übergab ihm die Denkschrift mit der Petition, die er aufmerksam durchlas. Er versicherte mir, daß auch im AA dieser Vorfall Bedauern hervorgerufen hätte, der sich nur aus der momentanen politischen Lage erklären lasse, über die er sich nicht näher äußern könne. Eine gewisse Zeit müsse jedoch verstreichen, ehe das AA Buttman wieder voll beschäftigen könne. Auf alle Fälle würde unsere Denkschrift gebührende Beachtung finden. Bewegt durch die Wärme meines Vortrags und die Denkschrift hatte Herr von Grünau zum Schluß die förmliche diplomatische Sprechweise abgetan und sich so verständnisvoll und herzlich geäußert, daß ich einen Erfolg meiner Intervention für unsern Freund in Bälde gläubte erwarten zu dürfen. Ich besuchte Buttman nach dieser Aussprache und teilte ihm meine optimistische Auffassung mit, der er sich vorläufig jedoch nicht anschließen konnte. Ich tröstete ihn und bat ihn, guten Muts zu sein und geduldig zu warten. Sicher würde er in absehbarer Zeit zu Amt und Würden zurückkehren.

Bei einem Besuch in Hamburg versuchte ich auch, meinen alten Kriegskameraden und jetzigen Geschäftsführer des Ostasiatischen Vereins Dr. Mohr für den Fall Buttman zu erwärmen, der mit allen einflußreichen Männern der Jetztzeit, also auch mit den Vertretern des Außenamts der Partei, bekannt war. Mohr besaß die nötige Gewandtheit und den leichten Umgangston, um mit Leuten jeden Schlags fertigzuwerden. Er versprach mir, die Sache einmal anzubringen.

Da er seine Ohren überall offen hielt, war er auch über meine Erfahrung mit Scharf orientiert und hielt es für gut, wenn wir beide einmal mit dem für Japan vorgesehenen Landesgruppenleiter Hillmann von der Firma Illies zusammen speisen würden, der in diesen Tagen wieder nach Tokyo zurückreisen würde. Hillmann war aufgeklärt und verständig genug, meine Haltung in der Angelegenheit zu würdigen, empfahl mir aber dringend, den Geschäftsleiter der AO, einen gewissen Admiral

in Berlin, aufzusuchen. Obwohl ich mir davon nichts versprach folgte ich diesem Wink und hatte eine eingehende Aussprache mit dem Herrn Admiral, wobei ich in Bezug auf Herrn Scharf kein Blatt vor den Mund nahm. Dem Herrn Admiral war dies alles schon bekannt. Er billigte durchaus meine Versuche, auf Scharf einzuwirken und verurteilte seine Haltung mir gegenüber als einen groben Verstoß. Er hielt meine Aufnahme in die Partei für sehr wünschenswert, das solle ich den Herren draußen von ihm bestellen. Ich bezweifelte den Erfolg einer solchen Übermittlung und bat ihn, sich lieber schriftlich direkt an die Parteileitung zu wenden. Ob das geschehen ist habe ich nie erfahren, auch in Japan keine Einwirkung gespürt, und die Sache hatte damit ihr Bewenden. Man entschädigte mich in Tokyo damit, daß ich als Nicht-Pg. ausnahmsweise in den Gemeinderat berufen und gelegentlich in Fragen, die das Deutschtum in Japan betrafen, beratend hinzugezogen wurde. Damit sei, wie man mir vertraulich mitteilte, auch der Auffassung der AO entsprochen, die die Sache zu meiner Zufriedenheit geregelt zu haben glaubte. In der Tat war ich damit völlig zufrieden und empfand meine Nichtzugehörigkeit zur Partei als gut. —

Merkwürdigerweise hatte ich, ganz gegen die Regeln unsres Yokohama-Klubs, auch während meines Urlaubs Präsident bleiben müssen. Ich wäre gern zurückgetreten ehe ich heimreiste, aber die Klubmitglieder hatten mich dringend gebeten, dieses Amt weiterzuführen. Während meiner Abwesenheit war Herr Schreiner von Ahrens Vizepräsident, der gleich mir kein Pg. war. —

Um die Schnee- und Winterluft in den Bergen zu genießen ging ich mit meiner Frau an den Riesser See bei Garmisch. Wir waren dort vorzüglich untergebracht. Die Atzung war durch den außen angebrachten Anschlag: "Hier wird nur mit reiner Butter gekocht." sehr vielversprechend.

Wir schauten von unsern Fenstern auf den herrlich verschneiten Wald, machten kleine Spaziergänge und sahen zu, wie jüngere Gäste sich mit Schlittschuhlaufen und Eiskegeln auf dem See vergnügten. Wir besuchten u.a. die berühmte jetzt stark vereiste Partnachklamm und fuhren mit der Drahtseilbahn auf die Zugspitze, von wo wir einen wunderbaren Blick auf die tief verschneiten Gipfel hatten. Unterhalb der Zugspitze, gegenüber dem Kreuzeck, unterhielt ein ehemaliger Kriegs- und Lagerkamerad, Sartori mit Namen, ein gutgehendes Café und Restaurant. Der alte Freund war aufs höchste überrascht und

erfreut, als wir ins Bild traten. Er zeigte uns stolz sein Anwesen, das er mit zwei Söhnen ganz allein gebaut hatte. Er war ein Ur-Bayer, ein richtiger Sohn der Berge. Zum Seebataillon eingezogen, hatte er in Tsingtau in meinem Zuge wacker mitgekämpft und sich durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet. In den langen Jahren unsrer Kriegsgefangenschaft war er vor Sehnsucht nach seinen Bergen richtig abgemagert und heimwehkrank geworden. Nun stand vor mir ein stämmiger Mann mit einem Paar mächtiger Prätzen, deren Druck die Finger eines Büromenschen nicht aushielten. Seine Liebhaberei war die Pflege von Wild und besonders von Vögeln. Er hatte sich als Vogelfreund einen solchen Namen gemacht, daß er amtlich anerkannt wurde und von überall aus der bayrischen Voralpenlandschaft kranke Vögel zur Pflege zugeschickt bekam. In seinen selbst gebauten Vogelzwingern wohnten z.Zt. kranke Bussarde und ein Adler, deren verletzte Gliedmaßen er sorgfältig schiente oder verband, bis sie, wieder ausgeheilt, freigelassen werden konnten. Wir sahen Bussarde und Falken auf seine Flötentöne herbeistürzen und im Flug kleine Mäuse, die er ihnen zuwarf, unter großem Lärmen auffangen. Wundervoll war es zuzusehen, wie er nachmittags zu einer bestimmten Stunde eingehegtes Wild fütterte, wie Rotwild, Hirsche und Rehe auf seinen Lockruf in Scharen herzukamen und ihm ohne Scheu aus der Hand fraßen. Wir mußten dem guten Sartori versprechen, im Sommer noch mal wiederzukommen. —

Von Garmisch kommend besuchten wir in München unsre alte Freundin Frau Thiel mit ihrer Tochter Gertrud. Die sehr gewandte und gebildete junge Dame verkaufte in einem Laden am Odeonsplatz Nymphenburger Porzellan. Durch ihr Kunstverständnis und das Beherrschen fremder Sprachen war sie besonders bei ausländischen Kunden sehr beliebt. Königin Wilhelmine von Holland kam ihretwegen öfters in den großen Ausstellungsraum und ließ sich von ihr bedienen.

Im gastlichen Haus der älteren Tochter, Julia Bandow und deren Mann in Geiseltal bei München wurden wir liebevoll aufgenommen. Wir sollten den Münchner Karneval miterleben, wozu wir "express" von der Familie Thiel eingeladen worden waren. Ich hatte früher schon mal so ein Karnevalstreiben mitangesehen, ohn jedoch unmittelbar daran teilzunehmen. Jetzt wurden wir von Bandows als Chinesen und Japaner verkleidet. In einem riesigen recht schmucklos wirkenden Ballsaal sahen wir von einer reservierten Loge aus auf das ausgelassene

Treiben hinunter. Bandows und meine Frau mischten sich in das Getümmel und schwangen das Tanzbein. Frau Thiel und ich blieben oben und bestaunten die losgelassene Menschheit. Die richtigen Bayern tranken meist Bier, zu dem es in vorgezügelter Stunde die berühmten Weißwürste gab. In lauschigen Ecken und in den Logen saßen die Prominenten beim Sekt. Komisch war, daß sich jeder Herr den ganzen Abend nur seiner mitgebrachten Partnerin widmete. Von dem fröhlichen Faschingstreiben am Rhein, dem Flattern von einer Schönen zur andern, war hier nichts zu spüren. Ein verliebtes Pärchen verirrte sich in eine Ecke unsrer Loge und versank in eine solche Kußseligkeit, daß Mutter Thiel es schließlich launig aufforderte, das Quartier zu wechseln. — Zwei Jazzkapellen erhöhten die Tanzwut. In den Pauser machten Clowns vom Zirkus Krone und Liliputaner ihre albernen Späße. Wir haben diesen Karnevalsabend als Volksbelustigung der Bayern mitangesehen, haben gelacht und gespottet und schließlich auch unsre Freude daran gehabt. Meine Frau schwoll über vor Begeisterung. Sie hatte nicht etwa nur mit Herrn Bandow getanzt, sondern kühn, wie es ihre Art war, sicherlich zum Mißvergnügen einer gekränkten Schönen, sich junge Männer aus der Masse herausgegriffen und sie toll herumgewirbelt. So etwas brachte nur sie fertig! —

Nach den Münchner Tagen reiste ich zu meiner Klientel am Rhein. Darauf verlebten wir wieder schöne gesellige Wochen im eignen Heim. Wir machten uns das Leben so angenehm wie möglich, doch gab es auch häuslichen Ärger. Köchin und Hausmädchen, eng befreundet, taten nicht gut. Ein paarmal hatten Gäste, besonders Damen, die während der Mahlzeiten ihre Taschen in der Halle hatten liegen lassen, kleine Geldsummen vermißt, was aber erst herauskam, als meine eigne Kassette im Schreibtisch bestohlen worden war. Da die polizeiliche Untersuchung nichts ans Licht brachte, mußten die beiden entlassen werden. Meine Frau ließ daraufhin eine Jugendfreundin aus Magdeburg kommen, die sich als perfekte Wirtschaftlerin ausgab. Sie hieß Ilse Mesch, war einige 50 Jahre alt, groß von Gestalt, trug eine Brille und strahlte jeden aus fröhlich-lachenden Augen an. Sie ergriff sofort von allem Besitz, rauschte durch die Räume und schwang in der Küche selbstbewußt das Szepter. Sie schwatzte über Gott und die Welt, stürzte sich von einer Arbeit in die andre, ohne etwas fertigzubringen und wirbelte bald hier, bald dort im Haus herum. Als sie mein Klavierspiel hörte,

saß sie plötzlich mit einer Schüssel abzuziehender Bohnen neben mir auf der Klavierbank, bewunderte mein Spiel und sagte, ein wenig könne sie auch klimpern. Ich mußte ihr Platz machen, und schon haute sie einen Walzer herunter. Immer in Fahrt, sauste sie wieder in die Küche, aber aufs Essen mußten wir wer weiß wie lange warten. Schrammes, die sie für närrisch hielten, waren über die von meiner gutherzigen Frau getroffene Wahl entsetzt. Mein Schwager Schramme pflegte nach Tisch, wenn sein Bedarf an Zigaretten gedeckt war, ein Mittags-schläfchen auf der Couch zu halten. Dort hatte sich eines Tages zu gleichem Zweck die gute Ilse ausgestreckt und war beim Lesen einer Zeitung sanft entschlafen. Man stelle sich den Zorn des guten Schramme vor! Das war ein unerhörter Eingriff in sein beschauliches Dasein! Das Schlimmste aber war, daß die empfindliche Martha, seine Frau, sich durch die gewalttätige Ilse an die Wand gedrückt fühlte. Effekt: am nächsten Morgen berichtete das neuengagierte Hausmädchen, Frau Schramme sei mit einem Koffer heulend abgereist. Sie sollte zum Bahnhof Schmargendorf gerannt sein. Alles begab sich auf die Suche. Erfolglos. Gegen Abend stellte sie sich zerknirscht wieder ein.

Es half nichts: wir mußten uns mit der Ilse irgendwie abfinden und sie als komische Alte nehmen, wie meine Frau es tat. Sie kannte sie von früher her gut. Ihre Freundin Hanna Reitsch hatte die Ilse als "normal verrückt" bezeichnet. Ihr freundschaftliches Empfinden für meine Frau war wirklich echt, und wenn man sie spaßhaft nahm, kam man den ganzen Tag aus dem Lachen nicht raus. Schrammes freilich konnten ihrer Verstimmung über diese "Witzblattfigur" nicht Herr werden.

Georg Schramme war infolge eines kranken Magens zum Gerippe abgemagert. Trotzdem redete Madame Ilse ihn einmal mit seinem Kosenamen "Dickerli" an. Schramme kochte vor Wut und verbat sich diese vertrauliche Anrede aus der Kinderzeit. Kurz, es waren aufreibende Wochen und doch wieder urkomische Dinge, die sich da in unserm Haus abspielten. Richtig böse konnte man der Ilse nie sein. Wer ihre Herkunft kannte, wußte, daß sie erblich belastet war. Ihr Vater hatte Jahr um Jahr an einer Erfindung fürs Klo herumgetüftelt, durch die er den Wasserverbrauch für "kleine Geschäfte" auf die Hälfte reduzieren wollte. Die Erfindung war ihm gelungen, aber an den Mann gebracht hat er sie nie. —

In Berlin konsultierte ich wie im Jahre 1931 den Spezialisten für Arthritis Prof. Gudzent, der sich meiner wieder sehr sorg-

fältig annahm, mir diesmal aber an Stelle von Münster a.St. das ungleich stärkere Radiumbad Brambach, nahe der tschechischen Grenze zum Sudetenland, empfahl. Ich befolgte seinen Rat und freute mich sehr, daß mein alter Freund Buttman sich zur gleichen Kur entschloß. Meine Frau wollte während der Zeit verschiedene Freundinnen besuchen.

Buttmann und ich wohnten im schönen Kurhaus von Brambach. Die Radiumbäder, von einem erfahrenen Badearzt verordnet, wirkten sehr auffrischend. Buttman war ungehalten darüber, daß er Bäder mit schwächerem Radiumgehalt nehmen sollte. Der Arzt hielt dies wohl wegen seines durch die Sorgen und Aufregungen des letzten Jahrs geschwächten Herzzustandes für nötig. Daß Buttman nicht auf der Höhe war, zeigte sich auf unsern Spaziergängen in der leicht hügeligen lieblichen Landschaft, wenn wir nachmittags zu einem der im Grünen gelegenen Kaffeelokale wanderten. Ich konnte mich seinem schleichenden Gang nicht anpassen und lief oft wie ein Hündchen 10 bis 20 Schritte vor ihm her, um dann auf ihn zu warten und dieses Spiel aufs neue zu beginnen. Er ließ sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen.

Auf einem dieser Ausflüge rasteten wir einmal in einem Wirtshaus, das nur wenige 100 m abseits unsres Pfads recht einladend auf einer grünen Wiese stand. Als wir zurückwandern wollten, kriegte uns ein deutscher Zollwächter beim Wickel, der behauptete, wir kämen von tschechischem Gebiet, das wegen der Devisen- und sonstigen Verhältnisse damals streng überwacht wurde. Er ließ sich auf unsre Erklärung, daß wir Brambacher Kurgäste seien, nicht ein und hätte uns fast festgenommen. Erst ein Blick in unsre Pässe überzeugte ihn davon, daß wir angesehene Reichsdeutsche waren. Dennoch nahm er sie uns ab mit der Order, uns am nächsten Vormittag zur Vernehmung bei der Polizei einzufinden. Dort konnten wir uns noch weiter ausweisen und die Beamten beruhigen.

Abends wurde im Kursaal getanzt. Die ältesten Semester wurden durch die Radiumkur wieder springlebendig, und es war amüsant zu sehen, wie sie vergnügt herumwirbelten. — Unter den Gästen war Sir Deterding, der Leiter des englisch-holländischen Shell-Ölkonzerns, der sich mit seiner russischen Frau regelmäßig in Brambach zu erholen pflegte, eine interessante Erscheinung. Er sprach gern über seine Erfahrungen in der weiten Welt, hatte überall internationale Beziehungen und war, obwohl geborener Holländer, vom König von England geadelt,

also "Sir" geworden, was wohl selten war. Er sprach fließend Deutsch, war ein großer Freund der Deutschen und lebte am liebsten auf seinem Gut in Mecklenburg. Mit ihm und einem General von Bülow haben wir interessante Gespräche über die gegenwärtige Weltlage geführt.

Auch die verwitwete letzte Königin von Württemberg zählte zu den Kurgästen, und wir durften sie einmal mit einem Kratzfuß begrüßen. — Ein Richter aus Westfalen gesellte sich bisweilen zu uns. Er wußte Merkwürdiges zu erzählen über das in seiner Heimat auf dem Land häufig beobachtete "zweite Gesicht" der Bauern, besonders der Bäuerinnen, die notorisch allerhand Unheil wie Erkrankungen und Todesfälle voraussagten. Er hatte eine Menge solcher Fälle gesammelt und wollte sie zu einem Buch verarbeiten. —

Nebenher beschäftigte ich mich mit der Ausarbeitung eines Vortrags über Fragen des gewerblichen Eigentums (dem Patent- und Warenzeichenrecht), den ich im Juni vor Vertretern unsrer Industrie in Berlin halten sollte. Japan hatte damals in Deutschland keine gute Presse. Man beschuldigte die japanische Exportwirtschaft eines unbekümmerten Dumpings, indem die Weltmärkte über Asien und Kleinasien bis nach Europa durch billige Konsumgüter bedroht und ihnen der Rang streitig gemacht wurde. Sensationelle Zeitungsmeldungen ergingen sich in Vorwürfen gegen rücksichtslosen japanischen Nachbau von Erfindungen und widerrechtliche Aneignung von ausländischen Warenzeichen u.dgl. Ich hatte den Sachbearbeitern in der Reichsgruppe zu verstehen gegeben, daß diese Vorwürfe zum großen Teil unberechtigt oder stark übertrieben seien und mehr einem allgemeinen Ressentiment als wirklicher Sachkenntnis entsprängen, worauf mir nahegelegt wurde, den ganzen Fragenkomplex in einem Vortrag zu behandeln. Ich widmete dieser Arbeit täglich eine Stunde nach den Bädern und brachte das Manuskript in diesen Wochen glücklich zustande.

Am Schluß der Kurzeit machten wir mit einem lebenswürdigen Bremer Geschäftsmann, der ein gründlicher Kenner der ostasiatischen Kunst, auch der Sammlung unsres früheren Botschafters Voretzsch war, einen Ausflug nach Karlsbad und Marienbad über Franzensbad und Eger mit der alten Burg, auf der Wallenstein ermordet wurde. In Karlsbad klagte die deutsche Bevölkerung in Läden und Gaststätten über die deutschfeindlichen Unterdrückungsmaßnahmen der Tschechen. Außer zehn Mark durften wir kein deutsches Geld bei uns führen. Als wir

zurückführen, war die deutsche Zollgrenze bereits geschlossen. Wir mußten umkehren und in Marienbad bleiben. Dort übernachteten wir in dem mitten in der Stadt gelegenen alten Hotel, in dem einst Goethe und später König Eduard von England gewohnt hatten. Ein Denkmal von Goethe steht vorm Hotel. Wir wurden trotz später Ankunft freundlich aufgenommen, und der Wirt nahm keinen Anstoß daran, daß wir die Zeche nicht bezahlen konnten. Er sagte, das käme dauernd vor. Die Hotelrechnungen wurden in solchen Fällen anstandslos mit der Kurverwaltung von Brambach verrechnet. Wir waren die einzigen Gäste und kamen uns in den riesigen Gastzimmern ganz verloren vor. Wirt und Kellner klagten uns auch ihre Not infolge der Schikanen der tschechischen Behörden. Am nächsten Morgen fuhren wir bei gutem Wetter durch die schöne Sudetenlandschaft wieder zum Fichtelgebirge hinauf nach Brambach. Bald darauf reisten Buttman und ich nach Berlin zurück.

Am 18. Juni 1935 hielt ich vor etwa 200 Vertretern der deutschen Industrie auf Einladung der Reichsgruppe Industrie einen zweistündigen Vortrag über Fragen des gewerblichen Rechtsschutzes und der Rechtsverfolgung in Japan. Ich betonte besonders, daß die interessierten Kreise in Deutschland, anstatt sich über meist aufgebauchte Pressenachrichten aufzuregen und gegen Japan verstimmen zu lassen, das wegen seiner ausgesprochen freundlichen Haltung uns gegenüber eher einer schonhaften Behandlung bedürfte, in allen vorkommenden Beschwerdefällen die zur Verfügung stehenden gesetzlichen Mittel zur Wahrung ihrer Rechte tatkräftig ergreifen sollten und wies auf einen drastischen Fall hin, in dem geschädigte deutsche Unternehmer die Presse in der öffentlichen Meinung gegen Japan dauernd aufgebracht hätten, anstatt die möglichen Rechtswege zu beschreiten, was bestimmt alle Klagen leicht beheben würde. Gegen unlautere Machenschaften im Handel stünden genügend Mittel zur Verfügung. Am Schluß meines Vortrags wiederholte ich nachdrücklich, daß Japan — sowohl seine Regierung als auch das Volk — mehr als andre Länder Verständnis für die deutsche Not der Nachkriegszeit habe und eine ausgesprochen deutschfreundliche Haltung zeige, so daß Maßhalten in der Kritik und weise Berücksichtigung dieser Lage im Interesse unsres Gesamtwohls geboten seien. — An den beifällig aufgenommenen Vortrag schloß sich eine kurze Diskussion an, in der ich eine Menge Fragen zu beantworten hatte. — Dr. Mohr, der als Vertreter des Ostasiatischen Vereins von Hamburg

dem Vortrag beigewohnt hatte, lobte ihn als das Beste, was er bisher in längerer Rede von mir gehört hätte, nur einen taktischen Fehler hätte ich begangen: ich hätte zu Anfang nicht die Hand zum Hitlergruß erhoben, weswegen einige der Anwesenden eine saure Miene gezogen hätten! —

Einige Tage später fuhr ich, vom Krupp-Gruson-Werk aufgefordert, mit Herrn Walter Lemke, dem auf Urlaub befindlichen Kruppvertreter in Tokyo, zu einer Besprechung nach Magdeburg.

Es handelte sich um die Verwertungsmöglichkeit einer für Japan außerordentlich wichtigen Erfindung eines Oberingenieurs von Krupp, das sog. Renn-Verfahren zur Gewinnung von Eisen aus Titansand, der in Japan überall vorkommt. Die führenden Großunternehmen Japans drangen auf eine Lizenz dieses Verfahrens, das angesichts der Knappheit an Eisen große Möglichkeiten versprach. Ein Hemmnis hierfür waren die Beanstandungen der schwebenden Krupp-Patentanmeldungen in Japan, die die interessierten Konzerne aber glaubten beheben zu können. Ohne sicher zu sein, daß das Patent erteilt werden würde, hatte der Generaldirektor Dr. Fischer bereits seit Wochen seine Direktoren und Mitarbeiter damit betraut, genaue Untersuchungen über die Rentabilität des Verfahrens für Japan anzustellen. An der von ihm geleiteten Sitzung nahmen außer Lemke und mir der Erfinder und eine Schar von Abteilungsleitern des Werks teil, die statistisches Material mit genauen Karten von Japan vorlegten, um den ziffernmäßigen Wert des Rennverfahrens für die japanische Industrie abzuschätzen. Nach Vorlage der Gutachten begannen langatmige Diskussionen über Bahnverbindungen, Transportkosten des Titansands und alle möglichen damit zusammenhängenden Fragen, wobei man zu recht verschiedenen Meinungen gelangte. Als hierüber schon über eine Stunde debattiert worden war, machte ich darauf aufmerksam, daß die wesentliche Vorbedingung, nämlich die Erlangung eines japanischen Patents, doch zuerst erfüllt sein müsse, woraufhin der Erfinder sich zu den für unzutreffend gehaltenen Gegeneinwänden im Prüfungsverfahren von Tokyo eingehend äußerte. Danach gab ich dann Winke für die Formulierung der anzubringenden Beschwerde gegen die erste Ablehnung des Patents. Als nach dieser Zwischenerörterung der Generaldirektor wieder auf die Rentabilitätsberechnung zurückgriff und die Debatte sich endlos auszudehnen drohte, verlor ich die Geduld und erklärte kurz und bündig, daß nach Lemkes und meinen Erfahrungen solche Berechnungen völlig nutzlos seien.

Die Japaner ließen sich von Ausländern nicht über die zu erwartenden Gewinne aus dem Verfahren belehren. Sie selbst stellten solche bis ins kleinste gehenden Abschätzungen überhaupt nicht an, verführen dabei immer großzügig in Bausch und Bogen und würden mit Verstimmung reagieren, wollte man ihnen die finanziellen Vorteile mit ausgeklügelten Statistiken und an Hand von Diagrammen ziffernmäßig genau belegen. Drüben herrsche in dieser Hinsicht ein reiner Händlergeist. Sei man auf ein Objekt erpicht — und das hätte sich in den Vorbesprechungen doch deutlich genug gezeigt — so zahle man auch. Es käme also nur darauf an, was gefordert würde mit der japanischen Gruppe auszufeuilschen, und man solle nur ungeniert den Höchstbetrag nennen, der, wenn er auch nicht bewilligt würde, doch einen nachhaltigen Eindruck über die hohe Bedeutung der Erfindung hinterlassen würde. Der bisher eingeschlagene Weg sei falsch, und ich riet dazu, sich auf rein geschäftliche Unterhandlungen mit kaufmännischem Geschick zu beschränken. Man möge mir meine Offenheit verzeihen: die bisherigen mit deutscher Gründlichkeit gemachten Untersuchungen in Ehren. Sie kämen mir jedoch wie ein Dreschen von leerem Stroh vor. Der Generaldirektor schaute mich einen Augenblick etwas verdutzt an und sagte dann: "Donnerwetter, Sie sind ja ein Kerl! Sie haben uns ja ordentlich die Wahrheit gesagt. Ich glaube, Sie haben recht, und wir werden nach Ihrem Vorschlag verfahren." — Bei dem folgenden Imbiß drückten mir einige ihre Genugtuung über meine Offenheit aus. Ich hätte sie von einem wahren Alpdruck erlöst, sie hätten immer gefühlt, daß die vom Generaldirektor angeordneten umständlichen Berechnungen gänzlich unnütz wären. — Wir besprachen bei Tisch auch die momentane Lage in Deutschland. Drei Monate zuvor hatte Hitler die allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt und die Wehrhoheit für Deutschland in Anspruch genommen, ohne daß die ehemaligen Feindmächte dagegen revoltiert hatten. Ihr Generaldirektor, sagten meine Tischnachbarn, sei über diese Wendung hoch erfreut, denn nun würde es für Krupp ja wieder Bestellungen hageln. Sie selbst schienen nicht sehr erbaut zu sein von einer neuen großen Aufrüstung. Um den kleineren Staaten im Osten das Maul zu stopfen und besonders um Polen in Schach zu halten wäre eine starke Wehrmacht selbstverständlich zu begrüßen. Man befürchte aber, Hitler könne sie zu abenteuerlichen Unternehmungen mißbrauchen. Diese intimen Äußerungen waren mir neu und natürlich sehr interessant.

Eingeweihte und tiefer Blickende schienen nach Ansicht dieser Herren sorgenvoll in die Zukunft zu sehen. —

Für die Sommerferien hatte ich mit meinen Brüdern und Schwägerinnen ein Zusammentreffen am Eibsee vor der Zugspitze verabredet. Zunächst fuhr ich Anfang Juli mit meiner Frau nach München und nahm dort den von Daimler-Benz in Mannheim gelieferten großen Mercedes in Empfang. Mein Schwager Schramme war nach Mannheim gefahren und kam mit dem neuen Wagen nach München. Ich hatte durch Vermittlung eines lieben Kriegskameraden, des Majors Kuhn, der Abteilungsleiter in der Oppauer Stickstoff-Fabrik der Badischen war, einen Fahrer bekommen, der vorübergehend frei war, weil sein Chef im Ausland weilte. Fahrer Kohlmann kannte sich in ganz Europa aus und war ein tüchtiger und erprobter Autolenker. Der Wagen machte einen vorzüglichen Eindruck. Er war äußerst komfortabel ausgestattet und mit allen technischen Neuerungen versehen. Wir bewunderten ihn gebührend. Die erste Fahrt darin machten wir über Garmisch zum Eibsee, wo wir in einem Hotel Zimmer bestellt hatten.

Bald trafen meine Geschwister ein, und nun begann in der herrlichen Natur ein fröhliches Ferienleben. Von gutem Wetter begünstigt unternahmen wir Ausflüge in die nähere Umgebung, schwammen im warmen aber trüben See und fuhren eines Tages sogar mit der Drahtseilbahn zur Zugspitze hinauf. Dort erlebten wir den Flieger Udet, der über dem Gletscher halbsbrecherische Kunstflüge ausführte.

Zur Abwechslung machten wir eine Autotour durchs Allgäu und waren jeden Tag an einem andern schönen Ort: in Oberammergau, Kloster Ettal, Mittenwald usw. Mein alter Freund Hermann Bosch war auch auf Urlaub in Deutschland und traf uns später am Eibsee. Auch unser Sohn Adi, der mit seiner Doktorarbeit (Chemie) beschäftigt war, kam im eignen kleinen Wagen von Stuttgart zu uns. Das Hotel war wochentags nicht überlaufen. Wir saßen abends behaglich in der Veranda oder machten Mondscheinspaziergänge am See entlang. Alle erholten sich prächtig, erfreuten sich der wunderschönen Landschaft und waren betrübt, als die vier Ferienwochen zuende waren. Wir beschlossen sie mit einem Abstecher zu meinem alten Freund Sartori, dem Vogelmenschen, mit dem wir einen fröhlichen Tag auf seiner Maximilianshöhe verbrachten. Er hatte gerade einige kleine kranke Vögel zur Pflege zugeschickt bekommen, und wir sahen, wie er die Tierchen liebevoll betreute.

Wir brachten unsre Geschwister im Wagen nach München und begaben uns auf eine größere Autoreise in die Schweiz. Von Interlaken aus besuchten wir die berühmten Trümmelbachfälle, in denen das Gletscherwasser von Eiger, Mönch und Jungfrau wie durch einen Turm hindurchströmt. Nach längerer Fahrt durch herrliche Hochgebirgsgegend gelangten wir zur Rheinquelle und steuerten auf St. Moritz zu. Dort trafen wir wieder Hermann Bosch, diesmal mit seinem berühmten Bruder Carl und dessen Frau. Sie wohnten im nahen Celerina, wir im Suvretta-Haus in St. Moritz. Abwechselnd waren wir bei der Familie Bosch oder sie bei uns zu Gast. Bei einem solchen Mahl sagte Carl Bosch einmal nach einem kleinen Wortwechsel mit seiner Frau zu mir: "Sehen Sie, für die eigne Frau bleibt der Mann immer der dumme Junge!"

Wir genossen den Aufenthalt in St. Moritz in vollen Zügen und fanden, daß uns die herrliche Landschaft im Sommer sehr viel mehr zu bieten hatte als im Winter. 1926 hatten wir uns in der wundersamen kräftigenden Schneeluft zwar sehr erholt, jetzt im Sommer traten die hohen Berge, das Grün der Almen und der Schnee auf den Gipfeln viel deutlicher hervor, und das Auge konnte sich nicht satt sehen an den blaugrünen Seen und den Schönheiten des sich bis Maloja ausdehnenden langegestreckten, von Bergen eingerahmten Tals. Von den Fenstern des schloßartigen Suvrettahauses blickten wir täglich in dieses Tal hinab. Immer wieder erquickte uns die unbeschreiblich schöne Landschaft, immer mehr beherzigten wir Gottfried Kellers Mahnung:

"Trinkt, o Augen, was die Wimper hält...
Von dem gold'nen Überfluß der Welt!"

Von St. Moritz ging die Fahrt über Maloja nach Italien zum Como See, an dessen Ufern wir uns in der herrlichen alten Cardinalsvilla d'Este einquartierten. Wir erfreuten uns sonniger Tage und sahen mit Vergnügen einer Schar junger Amerikaner und Amerikanerinnen zu, die auf dem See eine Art surf riding à la Honolulu betrieben, wobei viele natürlich im Wasser landeten. Die jungen Amerikanerinnen bewegten sich in ihren leichten Badekostümen recht ungeniert. Eines Morgens erschien eine dieser Schönen zum Frühstück in so dürftiger Gewandung, daß selbst die Kellner sie vielsagend anblickten.

Wir besuchten Bellagio am gegenüberliegenden Ufer des Sees und kamen auf einem längeren Ausflug bis zum Gardasee.

Auf der Rückfahrt hatten wir eine erste sehr unangenehme Panne mit unserm Mercedes. Die elektrische Benzinpumpe versagte, so daß dem Motor kein Betriebsstoff zugeführt wurde. Unser Fahrer arbeitete im Dunkeln über eine Stunde daran herum, bis der Motor wieder ansprang. Das gleiche passierte andern-tags auf der Fahrt nach Lugano, als wir eine mäßige Höhe zu überwinden hatten. Die Daimler-Vertretung in Lugano führte merkwürdigerweise keine Ersatzteile dieser Art. Auf ein Brand-telegramm nach Mannheim sandte man uns sofort 6 neue Benzin-pumpen, doch wurden wir drei volle Tage in Lugano auf-gehalten. Es stellte sich heraus, daß Daimler das Patent für diese neue Vorrichtung für teures Geld von einer amerikanischen Firma erworben, sie aber nicht genügend ausprobiert hatte. Sicher hatten andre Mercedeswagen die gleiche Erfahrung ge-macht, und ich beschloß, den Werksleitern in Mannheim gehörig den Marsch zu blasen. Hätte ich den Wagen jetzt in Europa nicht längere Zeit gefahren, so hätte ich damit in Japan schön auf dem Trocknen gesessen. Immerhin kamen wir nun voran und konnten uns beim Versagen einer Pumpe durch Einsetzen einer neuen helfen. In sehr interessanter Fahrt passierten wir den Gotthard und den Rhône-Gletscher, Schaffhausen und den Rheinfall und landeten in Mannheim, wo ich mit einem Direktor von Daimler-Benz eine ernste Auseinandersetzung hatte. Der Herr ent-schuldigte sich sehr für das Versehen und ließ neben der elektrischen Pumpenvorrichtung das altbewährte Vacuumsystem für die Benzinzuführung installieren, wodurch der Konstruk-tionsfehler behoben wurde. Dieser Einbau kostete uns aber noch mal einen nicht vorgesehenen zweitägigen Aufenthalt. Wir machten deshalb einen Abstecher nach Heidelberg. Wir waren von zwei Seiten dorthin eingeladen worden, einmal von dem Oppauer Direktor Fahrenhorst und Frau, in deren Villa über dem Neckar wir eine Nacht zubrachten und von Carl Bosch, der gegenüber von Fahrenhorsts einen herrlichen Besitz hatte. Meine Frau konnte leider wegen einer Unpäßlichkeit am Besuch bei Bosch nicht teilnehmen. Der große Mann widmete mir lebenswürdig einige Stunden, ließ sich von mir ausführlich über Japan berichten und äußerte sich sehr offenherzig über die Hitler-Regierung, die Röhm-Affäre, über die er viele der Öffent-lichkeit vorenthaltene Einzelheiten wußte und erklärte u.a., daß er im Kommunismus die größte Gefahr für Europa sähe, der nach seiner Ansicht unaufhaltsam die europäischen Länder durchdringen werde, falls nicht ein energischer Zusammenschluß

des Westens mit freier Wirtschaft ein Gegengewicht schaffen würde. Dann zeigte er mir sein großangelegtes chemisches Privatlabor. Er wußte, daß ich mit seinem Bruder Hermann sehr befreundet war und sprach sich deswegen auch offen über das Interesse Japans an Stickstoff aus, das heute von den Früchten seiner Erfindung auf diesem Gebiet profitiere. Ich habe es tief bedauert, diesem führenden Geist der chemischen Industrie nicht wieder begegnet zu sein. —

Nach diesem unfreiwilligen Aufenthalt in Mannheim nahmen wir unsern umgearbeiteten Wagen wieder in Empfang und landeten nach glatter Fahrt abends in Berlin, voll befriedigt von den schönen Ferien am Eibsee, in der Schweiz und am Como See. —

Inzwischen war's Mitte September geworden, und wir begannen, uns für die Rückreise nach Japan zu rüsten.

Vorher besuchten wir in Bethel bei Bielefeld noch meine einzige ältere Schwester Clara, die seit Jahren in einer Anstalt für Nervenranke dort untergebracht war. Sie freute sich unsäglich über das Wiedersehen. Sie war geistig ganz klar und lebte der Erinnerung an unsre gemeinsamen schönen Jugendjahre. Sie wünschte nichts sehnlicher als mit der Familie eines ihrer Brüder zusammenleben zu dürfen, ein Wunsch, der sich leider nie hat verwirklichen lassen. —

Wir planten, mit einem Lloyd-Dampfer über Indien nach Japan zurückzureisen, hatten auch schon auf der "Scharnhorst" gebucht, wurden aber von unterrichteter Seite wegen der Mittelmeerkrise vor der Fahrt gewarnt. Mussolini hatte seinen Krieg gegen Äthiopien begonnen, und England drohte einzuzugreifen. Wir wollten kein Risiko laufen und entschlossen uns daher, wieder über die Vereinigten Staaten heimzureisen.

Am Ende unsres Urlaubs machten wir im Wagen einen Abschiedsbesuch in Hirschberg. Unser Sohn Adi begleitete uns, und wieder wurden wir vom lieben Bruder Wilhelm und seiner uns hausmütterlich betreuenden Käthe liebevoll aufgenommen. Für größere Touren war die Zeit zu knapp. Wir beschränkten uns daher auf Ausflüge in die benachbarte hügelige Landschaft zu schlesischen Heilbädern und in die waldigen Vorberge des Riesengebirges. Dann sagten wir unsern Verwandten wieder für eine Reihe von Jahren Lebewohl, und zum letzten Mal rollte der Mercedes von Schlesien, am Park des Fürsten Pückler-Muskau vorbei, die lange Strecke nach Berlin zurück. — Unser Fahrer Kohlmann mußte seinen Dienst in Ludwigshafen wieder

aufnehmen, und der Mercedes wurde einem Spediteur zur Beförderung nach Japan anvertraut.

In Eile ging's dann an die letzten Vorbereitungen, das Einpacken, die Verschiffung unsres großen Gepäcks über Indien und endlich ans Abschiednehmen von Schrammes, Gustav und unsern Berliner Freunden. Ilse Mesch, die während unsrer Abwesenheit das Haus betreut hatte, hatte die Gelegenheit benutzt, sich gründlich aufzufuttern und nicht weniger als 40 Pfund an Gewicht zugelegt!

In Bremen gingen wir an Bord der "Europa", auf der wir zu unsrer Freude unsern Schiffsarzt von der "Fulda", Dr. Brahms, jetzt Oberarzt auf dem Riesendampfer, trafen. Als er meine Frau wiedersah begrüßte er sie in schönstem Plattdeutsch.

Das Schiff war gut besetzt, und die prächtigen großen Räume nahmen sich nicht so leer aus wie auf der "Empress of Japan". Wir trafen auch Bekannte an Bord, u.a. den Leiter der Berliner Schering-Werke. Die Fahrt über den Atlantik ging rasch und verlief ruhig. Alles ging unter in gesellschaftlichen Unternehmungen bei köstlichen Mahlzeiten, recht guter Musik, Tanzeorien und guten Filmvorführungen.

In New York blieben wir nur einen Tag in unserm Steward's Hotel und reisten dann mit der Midland Route von Chicago über Salt Lake City nach San Francisco. Bemerkenswerte Eindrücke zu sammeln bot sich kaum Gelegenheit. Erwähnt sei nur, daß die Linie in viel besserem Zustand war als die kanadisch-pazifische. Der Zug fuhr bei großer Geschwindigkeit äußerst ruhig und ohne störende Geräusche, und diesmal waren wir auch in einem sehr komfortablen compartment in der Mitte des Wagens untergebracht. So gelangten wir ohne Ermüdung nach San Francisco und bestiegen tags darauf, etwa am 20. Oktober 1935, einen Dampfer der Nippon Yusen Kaisha, die "Tatsuta Maru", zur letzten Etappe der großen Reise. In Honolulu wurden wir wie üblich vom Chor der Hulahula-Mädchen unter Leitung ihrer stimmbegabten Diva begrüßt und "segelten" in ruhiger Fahrt unserm alten Yokohama entgegen. Dort kamen wir Anfang November gegen Abend an. Sonderhoffs holten uns ab und fuhren mit uns nach Negishi, wo sie zu unserm Empfang ein Festmahl hatten richten lassen. Das Wiedersehn wurde nach guter ostasiatischer Sitte mit edlen Tropfen würdig und fröhlich gefeiert.

Wieder in Yokohama von November 1935 bis
April 1938

“Leid soll mir nicht widerfahren”, lautet ein Bibelwort des Königs David, und nach all den freudigen Erlebnissen des letzten Heimaturlaubs glaubten wir dieses Wort für uns in Anspruch nehmen zu können, aber wir hatten uns getäuscht. Mit einem traurigen Ereignis, das zwar nicht unmittelbar uns, aber unsre Freunde Sonderhoffs betraf, setzte die Wiederkehr in unsre Wahlheimat ein.

Nach stärkendem Schlaf der ersten Nacht im eignen Heim wurden wir früh am Morgen von unsern Leuten durch den Schreckensruf aus den Betten gejagt: “Bei Sonderhoffs brennt’s!” Wir sausten im Wagen zum Sagiyama und sahen schon von weitem das einstöckige Haus in hellen Flammen stehn. Entsetzt gingen wir herum, sahen die Feuerwehr am Werk und einen Haufen Menschen, die neugierig dem Brand zusahen, aber Sonderhoffs — wo waren sie?? Sie saßen gemütlich im gegenüberliegenden Haus eines Deutschen bei Kaffee und Spiegeleiern, völlig gefaßt, ohne Zeichen irgendeiner Erregung. Wir hörten nun, wie alles gekommen war: Ein neugesetzter Dauerbrandofen war zum ersten Mal angesteckt worden. Das hierzulande übliche Blechrohr, durch die Wand und am Dach entlang geführt, war, nicht gehörig abgeschirmt, zu heiß geworden, so daß das Dach Feuer gefangen hatte, das bei der Trockenheit rasch um sich griff. Obwohl Dienstboten und zwei Gärtner zur Hand waren, hatte niemand die Geistesgegenwart gehabt zu löschen, ehe es zu spät war. Sonderhoffs waren eben erst aufgestanden. Sie konnten nur sich und ihr Töchterlein Ursula bei Freunden in Sicherheit bringen und dabei rasch hinaustragen, was sie gerade ergreifen konnte. Viel war es nicht gewesen. Binnen kurzem wurde alles ein Raub der Flammen: die schönen Möbel, die wertvollen Bücher, die vielen Kurios, einfach alles! Und was hatten sie in den letzten 2 Jahren nicht alles in das Haus hineingesteckt! aber zu ändern war nichts, das Schicksal hatte gesprochen.... Sie waren gut versichert, und so versuchten sie, den herben Verlust, namentlich an persönlichen

unersetzlichen Dingen mit möglichster Fassung hinzunehmen.

Wir brachten sie und ihre Leute erstmal bei uns unter. Nach zwei Wochen hatten sie das Glück, ein grade freigewordenes Haus auf dem Bluff zu mieten. Sofort wurden Pläne für einen Neubau geschmiedet. Der Schreck, den wir nach dem ersten gemeinsamen vergnügten Abend bei uns bekommen hatten, war groß, groß und bewundernswert war aber auch die Gelassenheit, mit der die Betroffenen das Unglück hinnahmen.

Oft genug im Leben folgt ein Schicksalsschlag dem andern. Der Volksmund spricht von einer "Pechsträhne". Wenige Tage später starb einer meiner besten Freunde: Paul Schmidt. Über 30 Jahre waren wir einander in enger Freundschaft verbunden gewesen. Klug und äußerst sprachbegabt hatte Schmidt mit unvergleichlichem Bienenfleiß aus kleinen Anfängen auf dem Gebiet der Optik ein großes Geschäftsunternehmen als Vertreter von Leitz/Wetzlar, andern optischen Werken und Merck/Darmstadt aufgebaut und Filialen an allen Hauptplätzen Chinas und im Südostraum bis nach Singapore hinunter gegründet. Er hatte in Shanghai seine deutschen Filialleiter zu einer Konferenz zusammengerufen und war nach einem arbeitsreichen Tag plötzlich am Herzschlag gestorben. Sein Tod ging mir sehr nahe. In Lebensauffassung und Gesinnung gleich, hatten wir einander in allen Nöten getreulich beigestanden und uns gegenseitig gefördert. Einige Wochen später fand in der OAG in Tokyo eine würdige Trauerfeier statt, an der die deutsche Gemeinde fast vollzählig teilnahm. Der ehemalige Pfarrer Würfel, jetzt Professor an der Kotogakko in Sendai, hielt die Trauerrede. Ich selbst würdigte Paul Schmidt in einem Nachruf als Freund und Menschen edelster Gesinnung und schloß mit Ina Seidels schönem Gedicht "Unsterblich durften die Linden". — Sein eigenwillig abgefaßtes Testament, mit dem er sein großes Unternehmen in Japan und China durch Erteilung von Generalvollmachten erhalten wollte, machte es seinen jungen Nachfolgen sehr schwer, die Firma fortzuführen. Ich habe als juristischer Beirat lange mit dem Ordnen seiner Hinterlassenschaft zu tun gehabt. —

Anfang 1936 traf mit unserm großen Gepäck auch der Mercedes ein. Die "Minerva" wurde verkauft. Unser Fahrer saß wie ein kleiner König am Steuer dieses für Japan neuen und überall bewunderten Daimler-Wagens. —

Und wieder griff das Schicksal ein und raubte uns einen weiteren Freund der alten Garde, den eben erwähnten Pastor

Würfel, der wenige Wochen nach der Trauerfeier für Schmidt während einer Unterrichtsstunde auch vom Herzschlag getroffen wurde. Meine Frau und ich fuhren zur Beisetzung nach Sendai, um seine Witwe zu trösten. —

Noch einmal wollte das Fatum, das seine Hände gierig nach uns ausstreckte, uns seine Macht fühlen lassen und uns beweisen, daß das Leben nicht, wie während des letzten Urlaubsjahrs ein einziges Freudenfest ist. Ein Naturereignis hätte sich für uns beinahe zu einer Katastrophe ausgewirkt, hätten nicht treue Freunde das Schlimmste abgewendet:

Am 4. Februar 1936 tobte an einem kalten und grauen Wintertag ein Schneesturm über Stadt und Land. An diesem Abend gab der russische Sänger Schaljapin im großen Saal der Hibiya-Halle in Tokyo ein Konzert, für das wir Karten hatten. Meine Frau telefonierte mir von Yokohama, daß sie wegen des Unwetters nicht kommen, mir aber den Wagen schicken würde. Da er nicht rechtzeitig zur Stelle war, mußte ich mit Fräulein Dernen, unsrer Büroassistentin, zu Fuß ins Konzerthaus gehn. Wir konnten in dem rasenden Nordsturm und bei dem dichten Schneefall den Weg dorthin kaum finden. Wir warteten eine Stunde, ehe sich der Saal langsam füllte. Viele Plätze blieben leer.

Schaljapin hatte als Sechzigjähriger nicht mehr die gewaltige Stimme, die wir von Schallplatten her kannten, riß aber durch die Kunst seines Vortrags die Zuhörer zu Beifallsstürmen hin. Wer eine wuchtige, bärenstarke Gestalt zu sehen erwartet hatte, wurde enttäuscht. Der da auf dem Podium stand sah eher wie ein protestantischer Geistlicher aus. —

Nach dem Konzert fand ich zum Glück gleich unsern Wagen und brachte Fräulein Dernen ins Imperial Hotel, da wir annahmen, daß die Züge nach Kamakura, wo sie wohnte, ausfallen würden. Ich lud einige jüngere Deutsche aus Yokohama, die sich nach dem Konzert im Imperial stärkten, zum Mitfahren in meinem Wagen ein. Sie waren sicher, daß die Züge bald wieder fahren würden und lehnten ab. So fuhr ich denn bei Nacht allein los. Diese Fahrt im Schneesturm wurde zu einem Abenteuer. Als wir das Stadttinnere hinter uns hatten, brannte keine Laterne mehr, das elektrische Licht war überall erloschen. Unaufhörlich vom Sturm durcheinandergewirbelt, tanzten die Schneeflocken vor unsern Augen und wurden zum dichten Schleier. Unsre Scheinwerfer warfen nur einen schwachen Lichtstreifen nach vorn. Entgegenkommende Autos wurden erst im letzten

Moment gesichtet. Häuser, Bäume, Pfeiler, Signalampeln, alles war verschneit und die Straße schwer zu erkennen. Der Chauffeur fuhr langsam und äußerst vorsichtig, Trotzdem gerieten wir in Shinagawa, wo die Straßenbahn den Hauptweg verläßt, bei einer Kurve auf die im Schnee verhüllten Schienen und kamen nicht wieder los. Zwar brachten starke Stöße des Motors die Vorderräder von den Schienen weg, sie schlüpften aber immer wieder auf das Gleis zurück. Schließlich holte der Fahrer aus benachbarten Häusern hilfsbereite Männer herbei, die mit Stangen und Bohlen erst die Vorderräder von den Schienen abhoben und dann mit großer Kraftanstrengung auch die Hinterräder empor wuchteten. Endlich kam der Wagen frei. Die freundlichen Männer lehnten jede Belohnung ab, und so fuhren wir langsam weiter. Der weiße Schleier wurde immer undurchdringlicher, und seltsam war der helle Schein im Schneetreiben bei dunkler Nacht. Schien der Mond auf die tiefliegenden Schneewolken oder war es Sternenlicht, das alles aufhellte? Der windgepeitschte Schnee umgab uns wie ein weicher Vorhang, der uns zwar durchließ, aber kein Ende nahm. Und immer die Angst, mit entgegenkommenden Wagen zusammenzustoßen! Zum Glück waren nicht mehr viele unterwegs. Wir brauchten bis Yokohama dreimal so lange wie gewöhnlich und lenkten in die ersten Straßen erst nach 2½ Std. um ½ 1 Uhr nachts ein.

Yokohama war wie ausgestorben. Kein Zug fuhr mehr. Mit Schrecken sahen wir in verschiedenen Gegenden Brände auflodern. Wir fuhren rascher. Die Schneedecke auf den Straßen war noch nicht hoch. Der Sturm trieb den Schnee hier und da zu Wehen zusammen, die wir leicht durchfahren konnten. Auch den ersten Hügel im Westen der Stadt in Richtung Negishi konnten wir mit dem starken Wagen ohne Mühe überwinden. Schwieriger mußte die Auffahrt zum Rennplatz werden, und hier stießen wir am Fuß der letzten Höhe auf zwei Feuerwehrautos, die ohne Schneeketten nicht hinaufkamen. Was denn los wäre? fragten wir und erhielten die Auskunft, jenseits des Rennplatzes brenne es. Jenseits des Rennplatzes?! Da wohnten *wir*!! Ein jäher Schreck durchfuhr uns. Im Zickzack fahrend kamen wir glücklich oben an, aber die Straße um das Oval des Rennplatzes war mit Schneewehen überhäuft. Mehrere überrannten wir, schoben aber schließlich so hohe Schneemassen vor uns her, daß der Wagen nicht weiterkam. Es half nichts: wir mußten halten, und jetzt sahen wir von einer Biegung aus eine unheimliche Feuerglut in Richtung unsres Hauses. Ich sprang aus dem

Wagen, schlug eine Wolldecke als Kapuze über den Kopf und rannte los. Der Fahrer sollte den Wagen irgendwo am Wegrand unterstellen und mir nachkommen. Der Sturm riß mir den Kneifer von der Nase. Ich fand ihn wieder und lief so schnell ich konnte weiter, stürzte über Schneewehen, die ich nicht sah, fiel mehrmals hin, stürmte weiter, von Angst gejagt, das Feuer könne bei uns sein und meine arme Frau stünde mit den Dienstboten allein vor dem brennenden Haus im Schneesturm. . . . Ich schlug einen kleinen Richtweg ein und — nun fiel mir ein Stein von der Brust: nicht bei uns, beim benachbarten Amerikaner Frazar brannte es. Das große Haus war schon fast niedergebrannt, daher die dunkle Glut, die wir von fern gesehen hatten. Im Laufschrift ging's weiter — endlich stieß ich die Hoftür auf und sah mit Staunen auf dem flachen Dach spukhafte Gestalten mit Stangen herumhantieren. Ich schrie hinauf — ich brüllte! — Der Sturm verschlang meine Stimme. Keine Antwort. Ich rannte zur Haustür. . . die Klinke faßte nicht. Sie war im Schrecken falsch angefaßt worden und ausgeleiert. . . . Ich trommelt mit den Fäusten an die Tür — vergeblich. Niemand kam. Schließlich riß ich voller Wut mit ganzer Kraft das Schloß aus dem Rahmen und drang ein. Im nächsten Moment lag meine Frau schluchzend in meinen Armen, für Augenblicke fassungslos. Ich streichelte sie beruhigend: "Gott sei Dank, daß Du da bist! Bei uns hat's gebrannt! . . ." Ich sah im schwachen Kerzenlicht, daß alles wüst durcheinanderlag. Meine Frau erzählte den Vorgang: Schlagartig war gegen 8 Uhr das elektrische Licht ausgegangen. Kurz darauf kam der Boy Kotaki mit der Schreckensnachricht, das Frazar-Haus stünde in Flammen. Unsre Leute liefen hinüber, kamen aber gleich mit der tröstlichen Kunde zurück, bei dem Nordsturm bestünde für unser westlich gelegenes Haus keine Gefahr. Meine Frau zitterte noch vor Angst, als der Boy einige Minuten später meldete: "Jetzt brennt es bei uns!! Das flache Dach überm Salon hat Feuer gefangen." Wilde Aufregung!!! Kotaki lief zum Nachbarn Strauss, beide stürmten aufs Dach: aus den leeren Fassungen der elektrischen Lampen auf der Balustrade loderten Stichflammen auf. Jetzt galt es acht Flammen zu löschen. Die Zwei holten aus dem Badezimmer des Oberstocks Wasser und schütteten es kübelweise in jede Lampenfassung. Die Flammen erloschen, aber die Drähte glühten weiter. Da griff Strauss mit Todesverachtung in die Fassungen und riß mit der ganzen Kraft seiner Fäuste die Drähte ab. Schwelender Brandgeruch verriet, daß unter dem Zementlager Dachbalken

bereits zu glimmen begonnen hatten. Wieder wurden ganze Kübel voll Wasser durch die Fassungen nach unten geschüttet, bis kein Brandgeruch mehr zu spüren war. Meine Frau hatte inzwischen mit dem Chinesekoch und zwei Japanerinnen Pelze, Kleider, Wäsche etc. heruntergeschafft und in Bettlaken gebündelt, die Teppiche zusammengerollt und alles zum Hinausschaffen bereit gelegt. Unsre Kunstschatze zu retten war unmöglich, etwas wollte mein Frau aber doch in Sicherheit bringen und überlegte sich, was ihr Mann wohl am meisten vermissen würde. Sie ergriff eine kunstvoll bemalte Nymphenburger Tasse, erst vor kurzem mit dem großen Gepäck angekommen. Sie wollte sie einpacken, stolperte aber über einen zusammengerollten Teppich, und die Kostbarkeit ging in Scherben, wie sie mir unter Tränen gestand. "Das macht doch garnichts! Wenn wir das nächste Mal nach München kommen, schenkst Du mir eine neue!" — Und wie ging's weiter: Strauss und Kotaki, klatschnaß und wie Eisbären anzusehn, meldeten: "Alles überstanden, das Feuer ist aus, keine Gefahr mehr!" Dann war die Feuerwehr gekommen: sechs Mann hoch wollten zeigen, was sie konnten, hatten mit langen spitzen Feuerhaken die Balustrade und die Zementdecke bearbeitet und, obwohl sie wußten, daß das Feuer aus war und das ganze Wasser, das sich zwischen Decke und Dach war, immer weiter zugestoßen, bis die Zimmerdecke durchbohrt war und das ganze Wasser, das sich zwischen Decke und Dach angesammelt hatte, in den unteren Raum hinunterstürzte. Große Überschwemmung! Unsre kostbarsten Bücher waren hin. . . . Das war die "Hilfe" gewesen, die sie uns im "Feuereifer" geleistet hatten!

Als ich alles gehört und meine Frau geströset hatte, sodaß sie mit mir schon wieder frohgemut lachen konnte, rief ich Strauss und den Umstehenden zu: "Kinder, jetzt wollen wir uns nach dem Schreck erst einmal stärken! Kognak und Zigarren und Zigaretten heran! Der Koch soll heißes Wasser für einen Grog bringen!" Strauss und Kotaki standen bald in meinen eignen Anzügen vor mir, und noch höre ich den guten Strauss sagen: "Alle Achtung, Herr Doktor, Sie haben aber die Ruhe weg!" Gläser wurden gebracht, und wir stärkten uns. Ich dankte den beiden Haupthelden Strauss und Kotaki für ihre tatkräftige Hilfe und Rettung aus "Feuersnot", dankte auch den Leuten, die meiner Frau eifrig beim Einpacken geholfen hatten. Die Feuerwehrleute standen betreten in der Küche herum, aber auch sie wurden jeder mit einer Flasche Bier belohnt. Dann saßen

wir noch ein Stündchen beim Grog zusammen, bis der ganze Spuk verscheucht war. Die Leute räumten auf, alles wurde wieder an seinen Platz gestellt. Als wir beruhigt unser Lager aufsuchen wollten, erschien unser alter Baumeister Kawano mit vier jungen Männern. Er hatte von dem Feuer gehört und wollte helfen. Erfreut, daß alles so glimpflich abgegangen war, übernahm er für den Rest der Nacht die Wache, was uns lieb war.

Auf welche Weise die elektrischen Leitungen zum Dach hin nach dem plötzlichen Erlöschen des Lichts das Feuer hatten verursachen können, war und blieb ein Rätsel. Wir wollten uns darüber nicht weiter den Kopf zerbrechen und sanken endlich frei von jeder Unruhe in unsre Betten.

In 30 Jahren hatten meine Frau und ich einen solchen Schneesturm mit so furchtbaren Begleiterscheinungen in Japan noch nicht erlebt. Die elektrischen Drähte und die Transformatoren waren zerstört, und es dauerte einige Tage, bis wir wieder Licht bekamen. Dank der treuen Hilfe von Strauss und Kotaki waren wir einer Katastrophe entgangen. Das Schicksal hatte es freundlich mit uns gemeint. Fortuna lächelte wieder, und wir blickten mit neuer Zuversicht in die Zukunft.